Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses

Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 21 1940

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg.

Aufnahme: Jutta Selle

Der Kampfflieger

Wer siegen will, muß angreifen. Durch Verteidigung mag man seinen Gegner schädigen und ihm Abbruch tun: Kriegsentscheidung kommt ihr nicht zu.

Die stolze Angriffswaffe unseres Fliegertums und die am weitesten reichende Waffe überhaupt ist das Kampfflugzeug. Wenn man bedenkt, daß die Bombenlast einer einzigen Kampfmaschine der Tragfähigkeit eines mittleren Lastautos entspricht, so wird man verstehen, welche Gipfelleistung der Technik dazu gehört, derartige Gewichte durch die Luft zu tragen und noch dazu über gewaltige Strecken mit ungeheurer Geschwindigkeit. Dazu kommt ein Eigengewicht der Maschine von sechs bis zehn Tonnen Stahl; mehrere tausend Liter Treibstoff, Waffen und Munition für die Selbstverteidigung und dazu vier bis fünf Mann Besatzung: ein bißchen viel für zwei Flügel. Und es ist nicht etwa so, daß die Ausmaße dieser grauen Adler ungehemmt anwachsen; vielmehr *vermindert* sich ihre Spannung von Type zu Type, sie werden immer schneller, immer schnittiger und wendiger. Diese Wundermaschinen steigen mit voller Last in Himalaya-Höhen hinauf; ebensogut aber sind sie geeignet, sich im niedrigsten Flug hinter Waldrändern und Bodenwellen gegen Erdsicht zu verstecken und urplötzlich, unerwartet im Tiefangriff auf ihr Ziel loszustürzen.

Alle nur denkbaren Angriffsformen wurden angewendet im polnischen Blitzkrieg, der ohne die wegbereitende deutsche Bombe einen langsameren und blutigeren Verlauf genommen hätte. Auch in Norwegen schlugen jetzt unsere Kampfgeschwader über Land und See entscheidend mit, und so wird es bleiben bis zum letzten Kriegstag.

Nur selten haben diese gewaltigen Maschinen etwas in der Nähe der Front zu suchen, fast immer dringen sie ins Kernland des Gegners und bis in seine entlegensten Gebiete. Wer das soldatische Glück hat, zu dieser jungen Waffe zu gehören, der ist sich mit Stolz bewußt, daß er den Stoß gegen das Herz des Feindes führt: dort, wohin keine andere Waffe reicht. Die eigenen Jäger, die ihn verteidigen könnten, besitzen nur einen Bruchteil der hierfür nötigen Flugdauer und Reichweite; sie bleiben also weit hinter ihm in der Nähe der Front zurück. Aber der Feind verteidigt sein Herz mit Entschlossenheit, und der angreifende Kampfflieger ist nur auf sich, auf sein langwierig erworbenes Können und auf die Zuverlässigkeit seines Flugzeugs angewiesen.

Seine Leistungen sind schwer in handliche Ziffern zu bringen. Er schießt nicht soundsoviele feindliche Flugzeuge ab; nur zuweilen versenkt er soundsoviele Tonnen Schiffsraum. Seiner Tätigkeit fehlt gleichsam die sportliche Note. Der Bombenflieger befindet sich ganz schlicht auf dem soundsovielten Feindflug, und meist hat's jeder davon ziemlich gründlich in sich. Diese furchtbare Waffe trägt an den Opfern des Krieges ihren bevorzugten Anteil wie auch an der Ehre des Sieges: ohne sie wird kein Krieg mehr gewonnen.

Ein Kampfflugzeug zu entwerfen und zu erproben und es dann in schneller Folge und in jeder benötigten Anzahl herstellen zu können: dazu braucht man mehrere Jahre. Fast den gleichen Zeitraum benötigt die Ausbildung jedes einzelnen Kampffliegers. Weder Bomber noch „Bombenschmeißer“ lassen sich auch nur innerhalb von Jahresfrist hervorzaubern, wenn man sie braucht; und wenn der Sieg von der Bombe entschieden wird, so fällt diese Entscheidung schon zu Friedenszeiten beim besseren Techniker, bei der Sorgfalt des Arbeiters, bei der gediegenen Ausbildung der fliegenden Besatzung und nicht zuletzt bei der Treue und Tüchtigkeit des Bodenpersonals.

Wer einen Blick in ein modernes Kampfflugzeug tut, mag ahnen, welch eine verwirrende Menge von Geräten dort sauber bedient sein will; keines davon ist entbehrlich für den Auftrag. Da gibt es Vorrichtungen für den Blindflug, für den Funkverkehr, für den Bombenabwurf; unzählige Schalter und Hebel, Anzeigen und Sicherungen spotten jeder unkundigen oder sogar dreiviertelkundigen Hand. Stellt schon ein solches Flugzeug einen sehr hohen Wert dar, so ist die Ausbildung des fliegenden Personals noch weit kostspieliger. Und wollte man dessen Ausbildung durchpeitschen, so brächte man als Endergebnis unfehlbar und jedesmal eine Katastrophe zustande: wahrscheinlich braust eine unkundige Besatzung bei erster Gelegenheit in den Erdboden, oder die eigenen Bomben platzen in der Maschine; mildesten Falls gehen ihre Bomben allesamt nebenher, und dann ist ihr Einsatz ein wertloser Flug von ungemessener Gefahr.

Mit dem „frischfröhlichen Bombenwerfen“, wie der Laie es sich vorstellt, ist es nichts. Eine nahezu wissenschaftliche Schulung befähigt beispielsweise den Beobachter, seinen Flugweg zu berechnen. In Anbetracht der gewaltigen Strecken, die die Maschine zurückzulegen hat, kann ein kleiner Rechenfehler verursachen, daß die Maschine ihr Ziel oder ihren Horst nicht erreicht und irgendwo kläglich zu Bruch geht.

Die Kampffliegerei ist die mächtigste aller Angriffswaffen, ihr anzugehören die höchste Ehre des Fliegertums. Man muß aus unendlichen Höhen eine Riesenstadt wie Warschau so klein wie einen Kaffeeteller unter sich gesehen haben, um zu ermessen, wie schwer oder wie leicht sich ein so winziges Ziel wie eine Munitionsfabrik oder ein Knotenpunkt oder eine Flugzeughalle oder gar ein fahrendes Schiff treffen lassen. Doch wenn unsre Bomben ein kriegswichtiges Ziel erreichen, so vernichten sie derart unermeßliche Werte und lähmen den Gegner so sehr, daß man die größten Opfer und Mühen nicht scheuen darf, ein solches Ergebnis anzustreben.

Im polnischen Feldzug gelang der Einsatz der Kampfflieger so ideal, daß sich nach wenigen Tagen kein lohnendes Ziel mehr für Riesenangriffe bot; fortan verstreuten unsere zahlreichen Kampfgeschwader sich im kleinsten Verband der Rotte (zwei Flugzeuge) ins fernste Hinterland des schon gelähmten Gegners.

Kalte Ruhe sichert das unentbehrliche Draufgängertum des angreifenden Bombenfliegers. Wenn er, vollgetankt bis zum Ueberlaufen und mit Bomben beladen bis an die Grenze der Flugfähigkeit, seinen Weg zum Gegner sucht, so muß er erwarten, unterwegs oder vor dem Ziel von feindlichen Jägern gestellt zu werden; und das gleicht dann einem Zweikampf zwischen Lastenschleppern und Leichtathleten. Da zeigt sich Härte und Gehorsam; denn der Kampfflieger, der jetzt zu kurven beginnt, um sich den dahersträhnenden Geschoßgarben zu entziehen, oder der aus dem Verband ausbricht und gar zu flüchten trachtet (nutzloser Versuch!), fällt dem Gegner mühelos zur Beute. Aber aufs engste zusammengerückt, sich gegenseitig mit ihren Maschinengewehren deckend, halten die Bomber sich die kanonenbewehrte Meute meist glücklich vom Leibe. Zwar haben wir die Möglichkeit, uns unserer tonnenschweren Bombenlast im Notwurf mit einem Griff zu entledigen; aber das tut man nur, wenn die Sache schon arg brenzlich wird: wenn wir keine Bomben mehr haben, befinden wir uns auf einem zwecklosen, äußerst gefährlichen Spazierflug; und an Schnelligkeit, Wendigkeit und Bewaffnung ist der Bomber jedem modernen Jäger unterlegen. Ist er aber mit seinen Bomben glücklich über dem befohlenen Ziel angelangt, so empfängt ihn dort wie ein eiserner Abwehrschauer die feindliche Flak. Denn wenn wir die Kriegswichtigkeit unserer Ziele recht gut kennen: noch besser kennt sie der Feind, der seine verwundbaren Stellen mit Igeln von Flakbatterien geschützt hat. Und unser himmelhoher Siebenmeilenweg ist plötzlich mit kohlschwarzen Wölkchen bedeckt, man sieht die kleinen „Bügeleisen“ und den Funkenregen der Abwehr-MGs. verwunderlich langsam heraufsteigen und platzen, man fliegt durch eine unausgesetzte Lufterschütterung. Mit einem leichten Abdrehen könnte man sich aus der Schußlinie bringen; aber gerade in der kritischen letzten Minute vor dem Wurf muß der Flugzeugführer jedes Schwanken und jede Bewegung vermeiden und eisern durchhalten, zur Freude der Flak. Auftrag geht vor Sicherheit! Versunken wie ein betender Mönch kniet der Beobachter vor seinem Bombengerät. Welcher Jubel, wenn nach einer unendlich scheinenden Zeit die Sprengwolken drunten im Ziel lospuffen! Der Auftrag ist erfüllt, und die schneidige Zuversicht wächst, daß man sich nun auch glücklich durch alle Widrigkeiten nach Hause durchschlagen wird. Ja, sogar: nach einem erfüllten Auftrag stirbt es sich leichter. Doch welche Wut und zornige Beschämung, wenn die Bomben wegen einer winzigen Vergeßlichkeit blind gefallen sind, oder wenn sie infolge eines Ziel- oder Berechnungsfehlers nebenher gegangen sind; was gelegentlich vorkommen kann. Dann ist aller Aufwand nutzlos vertan, und nun mag man zusehen, wie man sich wieder heimwärts schlägt ...

Nein, nein, es ist nichts mit dem frischfröhlichen Bombenwerfen. Unter Einrechnung aller Fehlwürfe ist jede Bombe, die wirklich im befohlenen Ziel sitzt, ungefähr die kostbarste Waffe, die es überhaupt gibt; sie einzusetzen, lohnt nur für einen Herzstoß.

Einen solchen mit Kühnheit und Berechnung zu führen, ist die Aufgabe des Kampffliegers und sein Stolz. Nur Menschen von überlegener Tapferkeit, dazu von bedingungsloser Kameradentreue eignen sich für diese großartige Waffe, die schon auf ihren Schulen alles Geringwertige wegsiebt.

Die edelste Gemeinschaft, welche das Mannestum kennt, ist die Besatzung eines Kampfflugzeugs. Sie lebt miteinander, sie stirbt miteinander. Offizier, Unteroffizier und Mann sitzen im Kampfflugzeug Schulter an Schulter, sie verständigen sich fast ohne Befehl und fassen ihre Entschlüsse wie ein Wesen.

Kilian Koll,
Hauptmann in einem Kampfgeschwader.
In der Zeitschrift „Die Mittelschule“

Reichs-Elternwarte

Die Zeitschrift des deutschen Elternhauses
Herausgegeben von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 21 1940

Inhalts-Übersicht

Nil admirari?
Seite 404

*

Erntedank
Gedicht von Rudolf Paulsen
Seite 405

*

Kinder fragen – wir antworten
Wie spricht der weidgerechte Jäger?
Seite 406

*

Drei Rosen
Von Franz Baumeister
Seite 408

*

Wer die Ehre hochhält ...
Seite 409

*

Zur Rachitisbekämpfung
Von Dr. Ilse Feld-Markolf
Seite 410

*

Der Tennisring
Turnverse von Erwin Jäkel
Seite 411

*

Kinderwarte
Kurzweil am Feierabend

*

Hilfe bei der Schularbeit
»Das« oder »daß«
Von Schulrat Karl Jacob
Seite 417

*

Was können unsere Kinder werden?
Der Schäfer
Von Dr. Hans Hajek
Seite 412

Drei Freunde

Aufnahme: Elisabeth Hase

Nil admirari?

Nichts anstaunen? Nichts bewundern?

Soll das Schlagwort wirklich gelten? —

In den Wartesaal eines Bahnhofes oder sonst in einen Raum, in den der Zufall Menschen verschiedensten Alters, Standes oder Berufes zusammengeführt hat, tritt ein Mensch mit einem sichtbaren Körperfehler, der sein Aeußeres entstellt und zu einem häßlichen Anblick macht. Aller Augen sind bei seinem Eintreten auf ihn gerichtet; keiner ist unter den Versammelten, den das sich bietende Bild eines Verunstalteten nicht peinlich berührt, aber niemand gibt seinem Empfinden laut Ausdruck, kaum, daß Sich-Nahestehende einen verstohlenen Blick austauschen oder durch eine von andern nicht zu bemerkende Geste andeuten, was in ihrem Innern vor sich geht. Nur Kinder zeigen ungeniert auf den Krüppel, lachen oder spotten vielleicht darüber und fragen mit rührender Harmlosigkeit nach dem Weshalb und Wieso. Sie bringen dadurch ihre Eltern in die tödlichste Verlegenheit und geben ihnen Veranlassung, sie sofort oder später dahin zu belehren, daß es ungezogen und „taktlos" ist, über etwas Ungewöhnliches, Unverständliches oder auch gar Unschönes an einem Menschen laute Kritik zu üben, die diesen Menschen oder auch das Empfinden anderer verletzen muß.

Der gleiche Zufall, der uns die Szene im Wartesaal erleben ließ, will es, daß wir tags darauf mit einigen unserer Mitwartenden von gestern in einer Kunstausstellung zusammentreffen. Das Gemälde eines jungen, ringenden Künstlers, in dem dieser mit eigenwilligem Pinsel seiner Auffassung über ein Menschheitsproblem symbolisch Ausdruck verlieh, hat ihre Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Ein nach mancher Richtung ungewöhnliches Gemälde und nicht leicht verständlich in seiner Idee. Aber die Betrachter haben schnell einen Standpunkt zu dem Kunstwerk gefunden: sie lehnen es ab; lehnen es ab, weil es Mühe macht, seinen tieferen Sinn oder gar den gewollten Sinn zu begreifen und sich in die Stimmung zu versetzen, aus der es geschaffen wurde, und die darum notwendig ist, es nacherleben zu können; sie lehnen es ab, weil weder ihr Auge noch ihr Herz im Schauen geschult sind und sich deshalb am Gegenständlichen, Technischen oder Einzelnen verlieren. Anstatt nun aber auch an dieser Stätte und in dieser Situation den gleichen Takt zur Schau zu tragen, der ihnen bei dem gestrigen Vorfall so wohl anstand und so selbstverständlich war, hält hier keiner mit seiner Meinung und dem Ausdruck seines Empfindens zurück. Vom schüchternen Eingeständnis des Nichtverstehens bis zum wütendsten Geschimpfe, vom leisen Kopfschütteln bis zur ingrimmig geballten Faust kann man an jenen „Kunstbetrachtern" die ganze Skala studieren, die dem Menschen für den Ausdruck seiner Einstellung zum Ungewöhnlichen oder Unverstandenen zur Verfügung steht. Denn hier braucht man ja keine Rücksicht zu nehmen, hier handelt es sich ja um keinen Menschen, hier handelt es sich „bloß um ein Bild", und angeblich um ein recht „schlechtes" oder „dummes" sogar.

Man darf von einem Menschen weder erwarten, noch fordern, daß ihm jedes Kunstwerk gefällt oder daß es ihn wenigstens anspricht. Bei der Berührung mit einem Kunstwerk, ganz gleich, in welches Gebiet dieses gehört, spielt sich in dem empfängniswilligen — diese Eigenschaft muß vorausgesetzt werden, der „Kulturbanause" scheidet bei dieser Feststellung aus! — Menschen der gleiche Vorgang ab, den wir alle von der näheren Berührung mit einem anderen Menschen kennen: wir fühlen uns von dem Werk entweder angezogen, oder gar abgestoßen. Dabei können wir wie im Umgang mit Menschen oft nicht einmal sagen, warum uns dieses Kunstwerk gefällt, jenes uns kalt läßt, ein drittes uns aber zur strikten Ablehnung veranlaßt. Hier handelt es sich um geheimnisvolle Seelenvorgänge, die in der Persönlichkeit begründet sind, und die es uns ermöglichen, das uns innerlich Verwandte zu bejahen und das unserer Wesensart Entgegengesetzte zu verneinen. Und daß hierbei zwischen der Berührung mit einem Menschen und der mit einem Kunstwerk erkennbar eine Parallele besteht, das hat seinen letzten Grund wiederum darin, daß jedes Kunstwerk, jedes wirkliche Kunstwerk, der von dem andern Menschen wahrnehmbare Ausdruck einer Persönlichkeit ist, die sich in dem Kunstwerk offenbart, die ihr Innerstes zur Schau stellt, die uns ihre Seele zeigt.

Das Wissen hierum sollte uns bei der Berührung mit einem Kunstwerk andächtig machen oder doch wenigstens stumm, damit wir die Andacht derer nicht stören, damit wir die in ihrem Empfinden nicht verletzen, die sich vielleicht gerade durch *das* Werk am meisten angesprochen fühlen, das in uns keine verwandte Saite zum Mitschwingen bringt. Nicht jeder von uns hat von der oft so launischen Mutter Natur die Gabe erhalten, in einem Lutherschen Choral, einer Bachschen Fuge, einer Symphonie von Beethoven, einem Lied von Schubert, einer Sonate von Mozart oder einer Oper von Wagner die letztmöglichste Erbauung zu finden; nicht jeder von uns wird selbst durch eine Strophe von Möricke, eine Ballade von Schiller, ein Drama von Kleist, eine Erzählung von Gottfried Keller, auch nicht durch ein Gedicht von Goethe in seinem Innersten ergriffen und aufgewühlt. Dieser vermag zu einem Holzschnitt von Dürer, jener zu einer Holbeinschen Radierung, ein dritter zu einem Gemälde von Grünwald oder einer Plastik von Veit Stoß, Peter Vischer oder Till Riemenschneider, ja vielleicht sogar überhaupt zu keiner Schöpfung eines bildenden Künstlers eine Stellung zu finden. Ganzen Generationen war und blieb es versagt, vom Geist der Kunst früherer Jahrhunderte und Kunstepochen einen Hauch zu verspüren oder den Kunstwillen der Kommenden zu erkennen. Genau so, wie es Rassen und Völkern unmöglich ist, die Kunsterzeugnisse anderer Rassen und Völker als solche zu verstehen und zu begreifen.

Aber weil das so ist, hat niemand von uns das Recht, mit einem Achselzucken ein Kunstwerk abzutun oder mit einer wegwerfenden Bemerkung die zu verletzen, die da Großes empfinden, wo uns das Empfinden dafür versagt blieb.

Ehrfurcht vor dem Werk und vor dem Geist, der es schuf, soll uns auch dann noch erfüllen, wenn wir nicht mehr begreifen können, und ein heiliges Bewundern auch dann noch, wenn wir durch Zeit und Umstände über das Werk hinausgewachsen sind.

Wir leben in einem Staat, in dem durch eine solche Forderung dem Künstler — und dem, der zu sein es vorgibt — kein Freibrief zu ehr- und kunstvergessenem Schaffen ausgestellt wird. Nie fanden in unserm Vaterlande die schönen Künste eine höhere Anerkennung, nie die schaffenden Künstler eine tatkräftigere Förderung als in der gegenwärtigen Zeit. Nie aber war auch der Maßstab, der an ihr künstlerisches Wollen und Können gelegt wurde, ein schärferer als in der gegenwärtigen Zeit. Nur dem echten Kunstwerk wird der Weg zum Volke und zur Anerkennung freigemacht. Der Prüfstein aber für seine Echtheit ist das eherne Gesetz, daß jedes Kunstwerk in Form und Gestalt den Geist des Volkstums zu zeigen hat, aus dem es erwuchs. So braucht kein

kunstunerfahrener Besucher einer Kunstausstellung oder einer künstlerischen Veranstaltung Sorge zu haben, dort Steine anstatt Brot, oder Blei anstatt Gold vorgesetzt oder angeboten zu erhalten. Jeder Besucher hat deshalb aber auch einmal weniger das Recht, gewollt oder ungewollt das Werk und seinen Meister zu schmähen und denen wehe zu tun, die in ihm in einer dem Religiösen verwandten Andacht eine Offenbarung sehen.

Auch jene üble Sorte von „Kunstfreunden" möge sich hier getroffen fühlen, die ein gewisses Genre von Kunstwerken — wir meinen die Akte, die Darstellungen des nackten menschlichen Körpers, — nicht ohne schmutzige Nebenabsichten zu betrachten vermögen. Aufs Maul und auf die dreckigen Finger möge man sie schlagen, die sich beim Anblick eines weiblichen oder männlichen Aktes eine obszöne Bemerkung oder Geste nicht verkneifen können; aufs Maul aber auch jene gleich üble Sorte, die von einer Schande und von Sittenverderbnis redet und Pfui ruft, wenn ihre ach so keuschen Augen die Darstellung eines gerade in seiner Nacktheit und eigentlich nur in seiner Nacktheit wirklich schönen Menschenkörpers erblickt. —

Den berufsmäßigen Kritikastern, den Splitterrichtern, die ewig nein sagen, ist in der neuen Zeit von Staats wegen der Garaus gemacht worden. Es wundert uns heute nicht, daß der Prozentsatz der Juden unter ihnen erschreckend hoch war. Die Unfähigkeit der vorbehaltslosen Bewunderung liegt nun einmal in der Wesensart der Juden. Die jüdischen Rezensenten versuchten deshalb, dem Kunstwerk eines ringenden Künstlers mit ihrem Verstande nahezukommen. Sie zerpflückten oder sezierten es, suchten Schwächen und rissen es grundsätzlich herunter, wobei sie sich einer so affektiert-phrasenhaften, oft auch orakelhaft-dunklen Ausdrucksweise bedienten, die der unverbildete Leser staunend bewundern sollte, in Wirklichkeit aber als blöd empfand, und die ihm das Lesen dieses Gewäschs verleideten.

Da gehen wir zu dritt oder zu viert durch den herbstlichen Wald und freuen uns schweigend seiner Farben und herben Schönheit, die sich unsern Sinnen bietet. Und unsere Seele ist ganz angefüllt von dem unvergleichlichen Erleben, und wir suchen und finden schließlich ein Wort, das ihm Ausdruck gibt. Als habe er darauf nur gewartet, fällt uns da der eine, der mit fast tödlicher Sicherheit immer dabei ist, in unsere Rede und fängt an, entweder — was noch halbwegs aus der Stimmung zu erklären wäre — vom Vergehen und Sterben zu reden, oder aber vom Winter, der dem Herbst folgt, und daß er gern zehn von diesen silberglänzenden herrlichen Buchenstämmen — er rechnet uns vor, daß sie mindestens 16 bis 20 Raummeter Brennholz ergeben — in seinem Holzschuppen hätte, um sich damit die Stube zu heizen. Könnte man sich in solch einem Augenblick nicht einer Körperverletzung schuldig machen, wegen der man von einem gerechten Richter ohne weiteres freigesprochen werden müßte?!

O diese Zahlenmenschen und Systematiker, die alles auf einen „praktischen" Nenner bringen und alles „vernünftig" einordnen! Die, selber keiner Begeisterung und Ehrfurcht fähig, dem Flug unserer Seele schnell ein Ende bereiten und mit strengem Zeigefinger auf die Erde und ihre Wirklichkeit weisen und uns mit Zahlen und logischen Schlüssen klarmachen, daß nur der Verstand zu etwas nütze, das Gefühl aber ein höchst überflüssiges Gepäck auf dieser Erdenreise ist.

Da steht mein Rundfunkgerät und vermittelt mir Nachrichten von den Geschehnissen am Ende der Welt und läßt mich teilnehmen an all dem Großen und Schönen, das meiner Seele durch das Ohr vermittelt werden kann. „Ein Wunder ist's", sage ich, „ein unbegreifliches Wunder, daß ich hier von meinem Zimmer aus die Glocken von Danzig höre oder Verdis Aïda, die heute abend in der Mailänder Skala unter einem großen Dirigenten vollendet schön aufgeführt wird!" Hätte ich doch geschwiegen! Denn nun beginnt Herr X., dessen Anwesenheit ich in meiner Begeisterung ganz und gar vergessen hatte, mir das „Wunder" zu erklären. Ueber Schwingungskreis und Drehkondensatoren, über Rückkoppelung und Gleichrichter, über Anodenspannung und Ueberlagerungsempfänger, über Schwundausgleich und Scharfeinstellung — alles Dinge, von denen ich rein gar nichts verstehe und gar nichts verstehen **will**! — hält mir nun dieser unglückselige Mensch einen gestreckten Vortrag, der mir, wenigstens für heute abend, meine ganze Freude am Hören gründlich zerstört und mich schließlich das Gerät, das er zu einem seelenlosen Mechanismus machen möchte, abstellen läßt.

Und doch hat mein schöner Rundfunkapparat eine Seele! Genau so wie das Flugzeug des Kampffliegers bestimmt eine Seele hat. Denn weshalb hätte es sonst sein Führer nach siegreicher und glücklicher Heimkehr vom Feindflug so zärtlich gestreichelt? „Bist doch ein braver Vogel!" hat er dabei gesagt, und ich hätte den sehen mögen, der ihm in diesem Augenblick klarmachen wollte, daß er kein lebendiges Wesen, sondern eine Maschine vor sich hat, die durch das Zusammenwirken der Tragflügel und der Luftschraube mit Motor und unter entsprechender Bedienung durch einen Menschen fliegen kann.

Nein, wir wollen den nüchternen Praktikern, den klugen Forschern und ordnenden Systematikern ihr Verdienst nicht schmälern; sie haben das Leben auf dieser Welt angenehmer, bequemer, ja in vielen Fällen sogar erst möglich gemacht. Aber sie sollen nicht verlangen, daß wir die Welt nur mit ihren Augen ansehen und überall den Mechanismus suchen, den unbeseelten Mechanismus, der sie bewegt. Die Fähigkeit zur Bewunderung soll uns bleiben und die Ehrfurcht vor dem Großen, Erhabenen und Schönen. Die Ehrfurcht auch vor den Werken ihres Geistes, in denen wir wie in den Werken der Kunst die gestaltende Tätigkeit des schöpferischen Menschengeistes erkennen und — bewundern.

ERNTEDANK

Nun danket alle Gott und freut euch des Herbstes,
laßt Glocken läuten in dem Farbenglanz
der bunten Wälder, die den Acker säumen,
und hebt die Herzen zum besonnten Himmel!
Viel war der Arbeit; doch die reife Frucht,
gebräunt im Licht, gehärtet in den Wettern,
geborgen in den festgebauten Scheuern,
ist nun der Lohn im Mond des späten Jahres.
Schmückt euch mit Ähren und mit rotem Mohn,
wie sich zuvor die Felder sommers schmückten:
Sinnbild der Fruchtbarkeit und blinken Schöne.
Der Mensch lebt nicht vom Geist allein, er muß
den Geist sich nähren aus dem grauen Boden;
der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er muß
das graue Brot sich heiligen im Geiste.
Denn heilig ist die Erde, heilig ist der Geist,
ihr sollt im Erntedank sie beide fromm vereinen:
Daß wir den Segen, deutschem Land errungen,
Würdig genießen, ohne Gier und Neid.
So danket Gott und freut euch dieses Herbstes.

Rudolf Paulsen

Kinder fragen wir antworten

Wie spricht der weidgerechte Jäger?

Wie der Seemann oder der Bergmann, so spricht auch der weidgerechte Jäger seine eigene Sprache, die er sorgsam pflegt, um sie als unverlierbares Gut an seine Nachfolger zu übergeben. Diese ungemein wortreiche, plastische und den Gegenstand sicher treffende Sprache ist nicht etwa einer Laune entsprungen, sondern ist langsam aber stetig gewachsen. Ihre Anfänge führen zurück ins 10. Jahrhundert; damit ist sie also viel älter als unsere deutsche Sprache in der heutigen Formung. Kein Wunder, daß es darum schon dickleibige Bücher über sie gibt. Heute wollen wir uns einmal etwas näher mit dieser Sprache beschäftigen, damit wir gewisse Ausdrücke lernen, um nicht so oft von weidgerechten Jägern blamiert zu werden, wenn wir von „Hasenohren" und vom „Fuchsschwanz" sprechen.

Wenn der Weidmann vom edelsten Wild unserer Wälder spricht, dann sagt er nicht Hirsche, sondern „Rotwild". Die Männchen heißen auch beim Weidmann „Hirsche", die Weibchen dagegen nicht Hirschkühe, sondern „Tiere". Das Junge nennt er „Kalb", aber nur bis zu dem Zeitpunkt, wo das männliche Wild sein Geweih bekommt. Natürlich ist das nicht gleich so ein majestätisches Geweih, wie wir es auf Bildern bewundern können, sondern zuerst sind es kleine Spieße, und darum nennt der Weidmann den Junghirsch in diesem Alter „Schmalspießer". Bekanntlich werfen die Hirsche ihr Geweih jedes Jahr im Februar ab (darum nannte man früher diesen Monat in Deutschland auch Hornung = weil sich die Hirsche enthornen), um sich ein neues, jedes Jahr stärkeres Geweih wachsen zu lassen. Nach dem ersten Abwurf wird aus dem Schmalspießer ein „Spießer", dessen Geweih aus je einer glatten, endenlosen Stange besteht. Im Jahr darauf besteht diese Stange schon aus zwei Enden (Stange und Augsproß), und damit tritt der Junghirsch in das Alter des „Gablers". Kommt im nächsten Jahre ein Mittelsproß hinzu, so wird er ein „Sechser", dann ein „Achter", „Zehner", „Zwölfer", „Vierzehnender", „Sechzehnender" usw. Im dritten und vierten Lebensjahre ist der Hirsch noch ein „geringer", dann nach und nach ein „gering jagdbarer", ein „jagdbarer", ein „gut jagdbarer" und zum Schluß ein „Kapitalhirsch".

Das weibliche Tier heißt zuerst „Tier- oder Wildkalb", später „Schmaltier", dann „Mutterwild" und, wenn es alt geworden ist, „Alttier" (scherzhaft auch „alte Schachtel").

Daß die Augen beim Rotwild nicht Augen, sondern „Lichter" heißen, wissen die meisten wohl, aber daß das Maul „Geäse", die Nase „Windfang", die Junge „Lecker", „Graser", „Weidlöffel" oder „Weidmesser", das Ohr „Lauscher" und auch „Loser", der Fuß „Lauf" (die Beine also „Geläuf"), die Schulter „Blatt", die Mitte der Brust „Stich", der Rücken „Ziemer", die Rippe „Feder" und der Schwanz „Wedel" heißen, wird wohl nicht allgemein bekannt sein.

Natürlich trabt oder läuft das Rotwild nicht, sondern es „zieht", „trollt", „flüchtet" oder „ist flüchtig". Dann geht es nicht, sondern es „wechselt", es „tritt aus" oder „zieht zu Holz" und „steht im Revier". Es frißt auch nicht, wenn es grast, sondern „äst sich". Hört es einen Laut, der es argwöhnisch werden läßt, „verhofft" es und „wirft auf", um der Gefahr zu entkommen. An der Quelle oder am Bach „schöpft" es. Der Förster, der auf „Pirsch" geht, spricht auch nicht von Spuren, sondern von der „Fährte". Das Blut heißt bei jedem Wild „Schweiß", das Fett „Feist" oder „Weiß", darum ist ein „feister Hirsch" ein gutgenährter, also gut jagdbarer bzw. Kapitalhirsch. Das Fell des

Pommerscher Rothirsch
Aufnahme: Elfi Schneider

Rotwildes nennt der Förster „Haut" oder auch „Decke", das edle Eingeweide (Leber, Herz usw.) „Geräusch"; das übrige ist das „Gescheide", und die Ausscheidung heißt bekanntlich „Losung". Der Magen ist der „Wanst" oder auch der „Pansen". Als Ruheplatz hat das Rotwild ein „Bett"; es „tut sich darin nieder", es „sitzt darin" und wird daraus „hoch". In der Brunft „schreit", „röhrt" und „orgelt" der Hirsch, es ist dann ratsam, ihm aus dem Wege zu gehen. Den Nebenbuhler „kämpft er ab", indem er versucht, ihn zu „forkeln", d. h. mit dem Geweih zu verletzen. Der Sieger in diesem harten Kampf ist dann der „Platzhirsch".

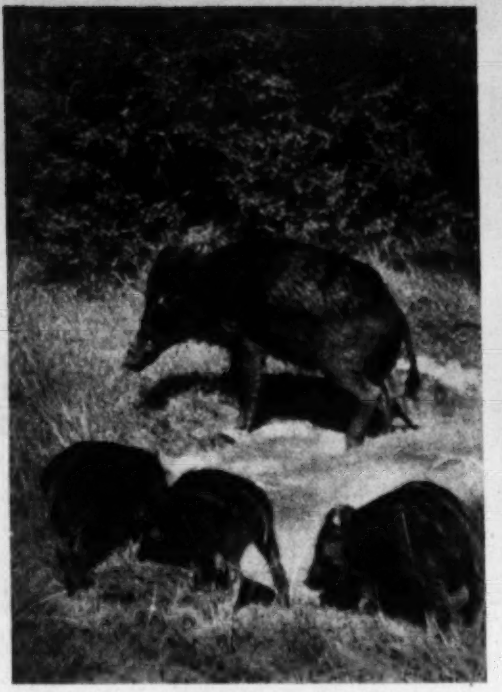
Das Rotwild wird „geschossen", „erlegt" oder „gestreckt". „Stürzt" es nicht gleich und „bricht zusammen" und „verendet" dann, so hat der Weidmann es nur „angeschweißt". Es kann dann leicht sein, daß es „eingeht". Man spricht dann auch vom „verludern" und meint damit jenes unglückliche Wild, daß verwundet an irgend einem Ort des Waldes elend umkommt.

Beim Rehwild gilt in vielem die gleiche Ansprache, doch heißt hier das Männchen „Bock", das Weibchen „Geiß" oder „Ricke" und das Junge „Kitz". Der Rehbock aber trägt kein Geweih, sondern ein „Gehörn" oder „Gewicht". Je nach dem Gehörn ist es ein „Spießbock" oder ein „Gabelbock", bei drei Enden sogar ein „Sechserbock", der nach der Art des Gehörnwuchses auch ein „Kreuzbock" sein kann. Beim „Kümmerer" ist das Gehörn nicht gut ausgebildet. Der Bock „schreckt" und die Geiß „schmält"; im Schmerz „klagt" das Reh.

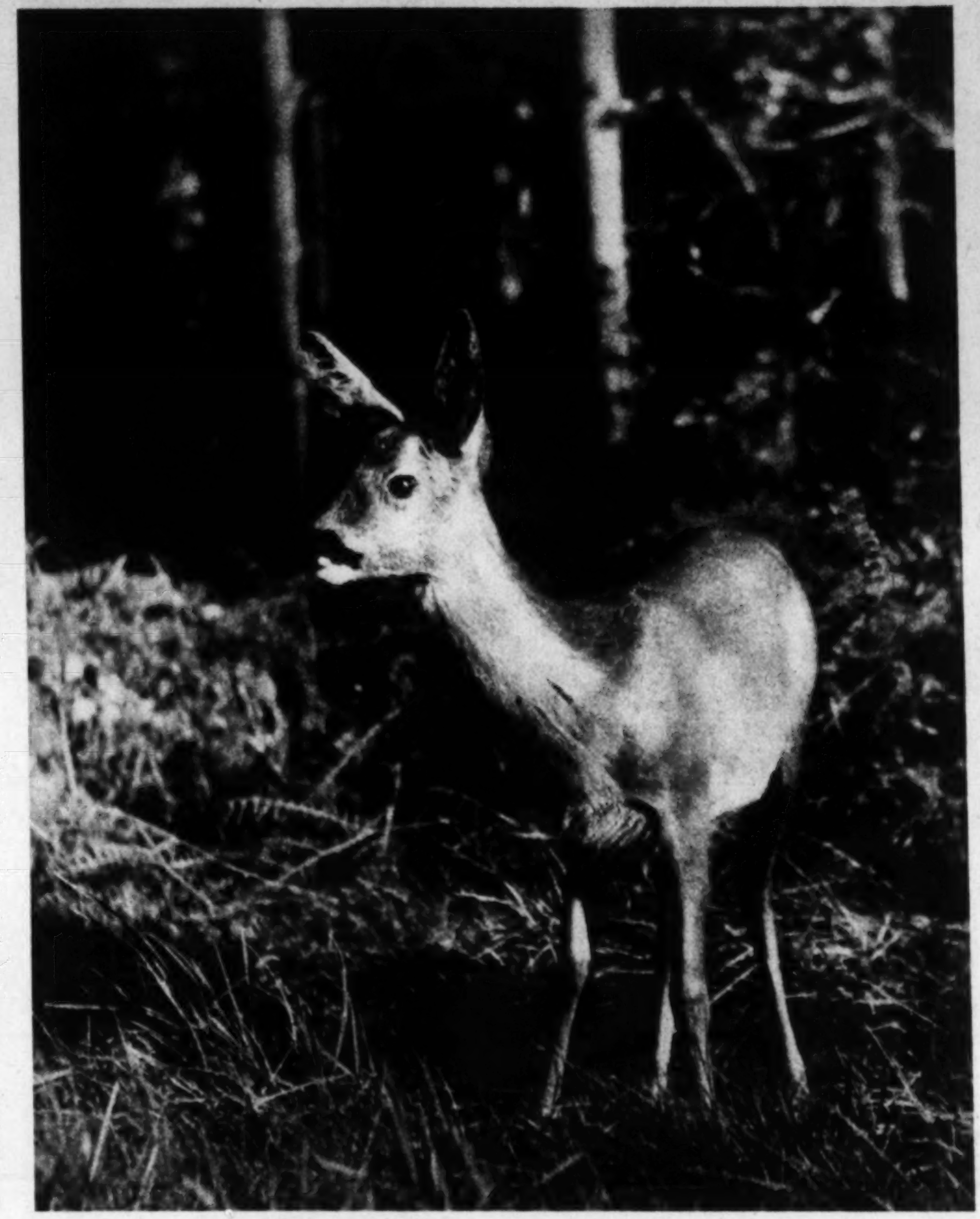
Beim Damwild heißt das Männchen Damhirsch „Zweiköpfer" oder „Löffler". Das Jungwild unterscheidet sich hier in „Damhirschkalb" und „Damwildkalb". Wie auch beim Rotwild beginnt der Damhirsch seine Laufbahn als „Damspießer". Auf der zweiten Geweihbildungsstufe wird der Damhirsch „Zweiköpfer" oder „Löffler", bis er später ein „angehender, braver Schaufler" und zuletzt ein „Kapitalschaufler" wird. Der Hauptschmuck des Damhirsches heißt Geweih, die schaufelförmigen Geweihe der starken Damhirsche nennt man „Schaufeln". Aehnlich spricht der Jäger auch vom Elchwild.

Beim Gemswild gibt es andere Unterscheidungen. Das Männchen heißt auch hier „Bock", das Weibchen „Geiß" und das Jungtier entweder „Kitzbock" oder „Kitzgeiß". Die Gehörne beider Geschlechter (bekanntlich haben Böcke und Geißen Hörner!) nennt der Jäger „Krickeln". Die verlängerten Schulterrückenhaare des Bockes bilden den bekannten „Gemsbart". Sind seine Spitzen licht gefärbt, so ist er „angereimelt". Die das Rudel leitende Geiß ist die „Leitgeiß" oder auch „Leitgemse". Die Gemse „stellt sich ein" oder „springt" oder „steht ein", wenn sie an eine für Menschen und Hunde unzugängliche Stelle wechselt und dort im Gefühl ihrer Sicherheit ruhig verbleibt.

So eigen die Lebensweise des Schwarzwildes ist, so eigen ist auch hier die weidgerechte Sprache der Jäger. Das Wildschwein heißt durchweg „Sau" oder „ein Stück Schwarzwild", scherzhaft auch „Schwarzkittel". Die Jungen nennt man „Frischlinge", das Muttertier „Bache" und das männliche Wild „Keiler". Der Vorderkopf des Wildschweines ist der „Wurf", der Rüssel das „Gebrech". Wenn die Sauen nach Fraß aufbrechen, so „gehen sie ins Gebräche". Die unteren Hauzähne des Keilers, die meist Hauer genannt werden, nennt der Weidmann „Waffen", „Gewaff" oder „Gewehre", die oberen „Haderer". Bei den Bachen heißen die Hauzähne „Haken". Bringt die Bache Junge zur Welt, dann „frischt sie" und die Zeit, in der das geschieht, ist die „Frischzeit". Die Haare des Schweines heißen „Borsten", die Rückenborsten aber „Federn", die Haut ist die „Schwarte", und darum wird das Schwein auch „abgeschwartet". Der Schwanz ist der „Bürzel" oder das „Federlein". Die einzelne Sau hat ein „Lager", mehrere dicht beieinander liegende Lager bilden einen „Kessel", in den sich das Schwarzwild „einschiebt" oder „einkesselt". Im Gegensatz zum übrigen Wild steht



Führende Bache
Aufnahme: Herbert Kieseler



Auf die Waldwiese zur Aesung austretende Ricke
Aufnahme: Fischer-Braunschweig
(Aus: „Das deutsche Lichtbild", Verlag Bruno Schultz, Berlin)

das Schwarzwild nicht im Revier, sondern „steckt" oder „liegt" darin. Es „steckt sich in die Dickung", wenn „es sich nicht stellt" und die Verfolger „abschlägt" oder „abstreitet". Auf die „Saufeder" des Jägers (eine Art Lanze) „läuft es auf" oder „es läuft die Feder an".

Käme nun der Hase, der in der Weidmannssprache in Norddeutschland der „Krumme" sonst aber „Lampe" (bei Löns „Mümmelmann") genannt wird. Das männliche Tier ist der „Rammler", das weibliche die „Häsin" oder „Setzhase". Der Hase hat keine „Lichter", diesmal nennt der Jäger sie „Augen", dafür aber hat er statt Ohren „Löffel", statt des Fells einen „Balg" und statt der Haare „Wolle" auf dem Balg. Das kleine Schwänzchen ist die „Blume". Die Hinterläufe sind die „Sprünge", die Fährte die „Spur". Da die Häsin stets gleichzeitig mehrere Jungen zur Welt bringt, bekommt sie entweder den ersten, zweiten oder dritten „Satz". „Sitzt" der Hase in seinem „Lager", so spricht man von der „Sasse", darin „lagert" oder „sasset" er sich. Bei nahender Gefahr drückt sich der Hase platt an den Boden, in diesem Falle — aber niemals dann, wenn er sich in einer Ackerfurche verkriecht! — „drückt" er sich. Später „steht" er wieder auf. Läuft er fort, so „rückt er aus" und „hoppelt" davon. Setzt er sich auf die Sprünge, um Umschau zu halten, so „macht er Männchen", scharrt er mit den Läufen den Boden, so „nagelt" er. Er „springt" über Gräben und „schlägt einen Haken", um den Verfolger abzuschütteln. Der angeschossene Hase „klagt"; wird er vor dem Verenden aufgenommen, so „nickt" der Jäger ihn ab, indem er ihn durch einen Schlag ins Genick tötet. Darauf wird er „ausgeworfen" oder „ausgeweidet" und ihm der Balg „abgestreift".

Rotkalb
Aufnahme: Horst Siewert

Der Dachs dagegen hat keine Füße, sondern „Branken", deren Zehen samt den Nägeln „Klauen" heißen. Sein Schwanz ist der „Bürzel" oder „Zain", sein Fell die „Schwarte", auch „Dachsschwarte" genannt. Zu seiner unterirdischen Wohnung, dem „Bau", „schleicht" und „trabt" er, um durch die „Röhren" in seinen „Kessel" zu gelangen. Der „Dachs „bewohnt" seinen Bau und „sitzt" im Kessel; wenn er sich dahin begibt, so „fährt er ein", im Gegenfalle „fährt er aus". An den „Spuren" des Dachses sieht der Jäger, ob er es mit einem „befahrenen" Bau zu tun hat. Die Dächsin „bringt" ihre Junge zur Welt und „weidet sich", wenn sie frißt. Der verendete Dachs wird „aufgebrochen" und „abgeschärft" oder „abgeschwartet".

Und nun noch der Fuchs: er heißt „Rüde", sie „Fähe", auch sie haben einen „Balg", statt Augen und Ohren aber „Seher" und „Lauscher". Der Schwanz ist die „Lunte", dessen äußerste Spitze „Blume" genannt wird. Der Fuchs „kriecht" zum Bau und „fährt" hinein. Je nach der Gangart „schleicht" oder „trabt" oder „schnürt" er. Hat er es sehr eilig, so „ist" oder „geht er flüchtig". Er „keckert" im Zorn und „klagt" im Schmerz. Bekommt die Fähe Junge, so „wölft" oder „wirft" sie; der Wurf wird „Hecke" genannt. Der Fuchs „reißt" seine Beute, die er dann „anschneidet", wenn er sie frißt. Der erlegte Fuchs wird „gestreift".

Ueber Rebhühner, Enten und Raubvögel wollen wir uns das nächste Mal unterhalten, ebenso über des Weidmanns Jagdgesell, den Hund. MC.

Drei Rosen

Von Franz Baumeister

Lange vor zwei Uhr ballt sich um Schultor eine erregte Bubenschar, fast alle von meinem dritten Schuljahr. Es muß sich um etwas Besonderes handeln, denn die Stimmen überschreien und bekriegen sich. Kaum entdecken mich die Jungen, da stürzen sie auf mich zu: „Der Bertl Heinz hat schon wieder gestohlen!" — „Ja, diesmal Rosen!" — „Beim Hiller-Alfred hinten!"

„Ach, was ihr nur wieder zu verleumden habt. Ich glaube es nicht!"

„Ganz gewiß, wir haben es selbst gesehen!"

„Wenn ihr es selbst gesehen habt, dann muß ich es wohl glauben. Aber sagt es vorerst nicht weiter. Wir sprechen dann im Schulzimmer darüber."

In Gedanken an mein Sorgenkind steige ich langsam die Treppe hinauf. Sollte ich mich in dem Jungen doch getäuscht haben? Drei Jahre hindurch? Tauchte nicht immer wieder die gleiche Anklage gegen ihn auf: Er sei ein Dieb? — Gewiß, mir war er in den ersten Schultagen auch gleich aufgefallen. Schwarze, borstige Haare und tiefdunkle, etwas starre Kohlenaugen ließen ihn ungewöhnlich erscheinen. Schon damals trug sein Gesicht einen finsteren, trotzig-abweisenden Zug. Die oft wie ein kleiner Rüssel vorgeschobenen Lippen erweckten den Anschein, als ob der Junge schuldbewußt gegen Anklagen trotzen wolle. Und die Anklagen kamen auch bald.

Einem Mitschüler waren schon in den ersten Stunden seine schönsten Griffel abhanden gekommen. Sofort hieß es:

„Die hat der Heinz gestohlen. Der stiehlt immer!"

„So? Woher weißt du denn das?"

„Der hat im Kindergarten auch schon viel gestohlen."

„Ja, die Schwester hat ihn oft gestraft. Der hat von einer Auslage weg Apfelsinen genommen!" — „Und einmal Kirschen!" — „Und einmal einem Kinde Schokolade!" — „Und von einem Marktstand eine Gummieidechse zum Essen!" Noch viele derartiger Beschuldigungen regnete es über das schwarze Haupt.

Er aber hatte ein wie das andere Mal durch sein Rüsselein gezischt: „Is gar nix wahr!"

Und bei dem blieb er, was immer auch noch gegen ihn vorgebracht wurde. Die Griffel aber kamen nicht zum Vorschein.

Vorsichtig gegenüber jeder Kinderaussage und um den Kleinen nicht von vornherein vor seinen Kameraden mit einem Makel zu belasten, beschloß ich, den Beschuldigungen unauffällig nachzugehen. Aber auch bei späteren „Besitzveränderungen", die selbstverständlich ihm zur Last gelegt wurden, ließ sich dem Jungen nichts nachweisen.

Sollte er schon so durchtrieben sein, daß er geschickt jede belastende Spur verwischte? Oder drohte ihm tatsächlich das tragische Schicksal so manchen Kindes, wegen einiger früherer kleiner Fehltritte verkannt, das Opfer des oberflächlichen, rücksichtslosen Kinderklatsches zu werden? Anzeichen dafür lagen deutlich vor. Seine Kameraden mieden ihn. Auch er suchte nicht ihre Gesellschaft. War das Schuldbewußtsein oder gekränkter Bubenstolz?

Seine Eltern, einfache, aber ehrbare Leute, gaben zu, daß er im vorschulpflichtigen Alter öfter etwas weggenommen habe. Wahrscheinlich sei er verführt worden durch seinen etwas älteren Bruder, der unzweifelhaft schlimme Anlagen besaß. Im allgemeinen aber bezeichneten sie Heinz als gutes Kind, das ihnen zu Sorgen keinen Anlaß gab.

Darum nahm ich mir vor, dem Jungen meine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, ihn unbedingt zu halten und im Guten zu befestigen, denn wenn wirklich eine Anlage oder Neigung zur Unredlichkeit vorlag, war es sicherlich verdienstvoller, ihm zur Ueberwindung seines Fehlers eine hilfreiche Hand zu bieten, statt ihn einfach und bequem zu verurteilen und damit vielleicht einem traurigen Schicksal preiszugeben.

Was in kindlich dunklem Drange noch verborgen in ihm schlummerte, hoffte ich durch Weckung seines Ehrgeizes abzudämmen.

Heinzens jedesmalige Entrüstung schien mir echt zu sein. Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit, als wieder alle Finger selbstverständlich auf ihn als den alleinigen Missetäter wiesen, sagte ich: „Buben, das kann schon sein, daß der Heinz, wie er noch den Kindergarten besuchte, einmal etwas genommen hat. Damals hat er es eben noch nicht gewußt, daß man von fremden Leuten nichts wegnehmen darf, nicht wahr, Heinzi?"

Ein dankbarer Blick und zustimmendes Kopfnicken.

„Aber jetzt bist du ein großer Schuljunge, der das besser versteht. Jetzt weißt du, daß das gestohlen wäre. Und du würdest das ehrlich eingestehen, sonst hättest du auch noch gelogen. Von nun an tust du es aber ohnedies nicht mehr, gelt?"

„Naa!" bekräftigte Heinz das mit eifrigem Kopfnicken voll Ueberzeugung, setzte sich tiefbefriedigt und lachte mich frei und offen an.

Des öfteren, wenn es sich gerade schickte, fuhr ich dem Kleinen liebkosend über sein schwarzes Haar. Wir tauschten kurze Blicke des Vertrauens und der stillen Freundschaft. Und Heinz führte sich im großen und ganzen recht wacker. Im ersten und zweiten Schuljahr kam natürlich noch öfter etwas abhanden. Sogleich wurde Heinz als Täter bezeichnet. Niemals aber fand sich bei ihm das Diebesgut. Diese doch immerhin bezeichnende Tatsache berührte leider seine Mitschüler nicht im mindesten in ihrer vorgefaßten Meinung, im Gegenteil: sie fanden es höchst ungerecht, daß der Lehrer den „schwarzen Heinz" auf ihre Anklagen hin nicht sofort bestrafte. Schrie doch das Gerechtigkeitsgefühl der kleinen Sittenrichter geradezu nach Sühne. Sie hatten ja keine Ahnung davon, wie der Lehrer seinen „Schwarzen" ständig, wenn auch unauffällig, beobachtete, wie er Heinz nach dem Unterricht durch kleine Aufträge öfter im Schulzimmer zurückhielt und manches ernste Zwiegespräch unter vier Augen mit ihm führte. Schließlich besserte sich im Laufe des dritten Schuljahres sein Verhältnis zu den Mitschülern. Er nahm häufiger an ihren Spielen teil, dann und wann legte sich sogar ein Arm freundschaftlich um Heinzens Schulter. Seine trotzige Schnute brauchte nicht mehr oft in Abwehrstellung zu treten. Und nun sollte er als Neunjähriger einem Klassenkameraden die Rosen gestohlen haben! —

Aufgeregtes Lärmen meiner Schüler vor der Schulzimmertür reißt mich aus dem Sinnen. Noch hat sich die Tür nicht ganz geöffnet, da wühlen sich fünfzig Jungens herein. Es hastet und schreit mir entgegen: „Er hat sie doch gestohlen. Die andern sagen's auch alle!" — „Jawohl, drei Rosen waren es. Mit denen ist er heimgelaufen!" —

„Ich habe es gesehen, wie er eben aus Hillers Gartentürchen herauskam!" — „An mir ist er vorbeigelaufen mit den Rosen, wie ich in die Schule ging!" — „An mir auch!" „An mir auch!" „Und ein schlechtes Gewissen hatte er. Als er an uns vorüber war, schaute er sich immer um, ob wir ihm nicht nachliefen!" „Diesmal muß er's aber richtig kriegen, der Dieb!" — „Der traut sich nimmer in die Schule!" —

„An die Plätze und Ruhe!"

Sie gehorchen. Aber das erregte Wispern und Tuscheln will nicht verstummen. Noch ein Dutzend Nachzügler kommt nach und nach herein. Und jeder platzt sofort mit der Neuigkeit heraus: „Der Bertl Heinz hat Rosen gestohlen!"

Zweiundsechzig Ankläger fiebern auf den Augenblick, wo der Schuldige vor dem Richter erscheint.

„Da ist er!"

Mit dem Glockenschlag jagt er zur Tür herein. Im roterhitzten, schweißüberronnenen Gesicht kleben die nassen Haarzipsel. Schmutzige Staurinnen ziehen sich die Wangen herunter. Heinz strebt am Katheder vorbei seinem Platz in der ersten Bankreihe am Fenster zu. Ich winke indessen den hinter ihm eingetretenen „Bestohlenen", Hiller, zu mir her. Ein kurzer Blick über die Klasse hat Heinz überzeugt, daß es gegen ihn geht. Die trotzige Schnute ist wieder da. Kampfbereit funkeln die Augen. Er senkt halb den Kopf und starrt auf mich.

Ich sehe in seinen dick aufgelaufenen Halsadern die Pulse stürmisch hämmern: „So, Buben, jetzt redet!"

Da legen sie los! Zehn, zwanzig, vierzig, fünfzig zugleich: Diesmal kann er nicht mehr leugnen! Diesmal hatte er die Rosen in der Hand! Man hat ihn sogar aus dem Garten schlüpfen sehen! — Es will kein Ende nehmen. — Und Heinz wendet mit gehetzten Augen den roten Kopf behende von einem zum andern und zischt ein ums andere Mal: „Is gar nix wahr! Die lügen!"

„Schweige und warte! Wenn die gesprochen haben, darfst du reden! — Kinder, wir machen es kurz: Wer etwas da-

von weiß, daß der Heinz die Rosen gestohlen hat, der stehe auf!"

Wieder erheben sich an die Fünfzig.

„Gut! Nun ganz ehrlich sein! Nur jene Buben bleiben jetzt stehen, die den Heinz mit den gestohlenen Rosen selbst gesehen haben. Alle anderen setzen!"

Ein Dutzend ungefähr bleibt stehen. Das sind jene, die den gleichen Schulweg wie er gehen, an denen er auf dem Rückweg vorbei mußte. „Setzt auch ihr euch. Jetzt stehen nur jene auf, die selbst gesehen haben, wie Heinz die drei Rosen beim Hiller gerade gestohlen hat!"

Keiner erhebt sich. — Verblüfft sehen sich dreiundsechzig Schuljungen an und schweigen betreten. Aber die Mienen vieler verraten, was sie denken: Er hat sie doch gestohlen. Er hatte sie ja in der Hand. Warum lief er so?

„Heinz, nun sprich du!"

Aller Augen ruhen gespannt auf ihm, während er hervorstößt: „Der Hiller hat mir heute mittag nach der Schule gesagt, sie hätten so viele Rosen. Wir haben keinen Garten und keine Blumen. Da habe ich zu ihm gesagt, er soll mir welche schenken, weil meine Mutter sie so gerne hat. Die liegt schon zwei Monate krank. Der Alfred hat gesagt, er gibt mir welche, wenn ich nach dem Essen komme. Weil's dann erst halb zwei Uhr war, hab ich sie noch schnell heimgetragen. Dabei haben mich die anderen gesehen. Gelt, Alfred, so war es?" „Ja!"

Es ist grabesstill geworden im Schulsaal. Kein Kopf rührt sich. Nur Heinzens Augen triumphieren.

Dieses drückende Schweigen der Beschämung und Selbstbesinnung, der inneren Abbitte halte ich so lange als möglich fest. Dann bedarf es nicht mehr vieler Worte. Heinz ist gerechtfertigt durch die Tatsachen. „Buben, drei Jahre habt ihr euren Mitschüler heimlich und laut verdächtigt. Diesmal war es am schlimmsten. Was ihr heute gemacht habt, war Klatsch, häßlichster Klatsch! Wenn ich euch auch so gedankenlos geglaubt hätte, wie ihr einander, dann wäre Heinz bitteres Unrecht geschehen. Er i s t kein Dieb. Ich habe immer an seine Ehrlichkeit geglaubt. Er wird ehrlich bleiben. — Und nun denkt einmal ein bißchen nach, wie das kommen konnte!"

Rasch finden sie sich zurecht und erkennen: Nur weil sie wegen einiger kindlicher Verfehlungen an seine Unehrlichkeit g l a u b t e n, hatten sie ihm immer die Schuld zugeschoben. Bloß weil sie ihn diesmal mit Rosen hatten laufen sehen, mußten diese schon gestohlen sein. Zwölf sahen die Rosen in seiner Hand und fünfzig andere behaupteten daraufhin gedankenlos, sie müßten gestohlen sein.

Es wird beschlossen, in Zukunft Schlimmes von anderen nur so weit zu berichten, soweit man es selbst gesehen habe und sich auch dabei noch genau zu prüfen, ob man nichts aus eigenem hinzusetzte. Wir werden bei Augenzeugenberichten immer mißtrauisch fragen: Was hast du davon selbst gesehen? Dann werden wir viel Unheil vermeiden.

Nun erst gehörte Heinz ganz zur Klassengemeinschaft. Er enttäuschte das in ihn gesetzte Vertrauen nicht. Wir blieben Freunde, auch als er in die höheren Klassen aufstieg. Unsere Freundschaft beschränkte sich allerdings nur auf einen kurzen Gruß, auf ein paar freundliche Worte nach seinem Ergehen, auf Erkundigungen nach ihm bei seinen Lehrern. Wenn sich unsere Augen trafen, wußte ich: er denkt daran.

Und er dachte daran. Elf Jahre lang! Dann wies er mir die Quittung vor: Eines Ferientags klopft es an meiner Tür. Und herein tritt ein junger, sauber gekleideter Mann und fragt: „Kennen Sie mich noch?" Ob ich ihn kenne? Aber natürlich, auf den ersten Blick! Es ist mein Heinz. Jetzt zwanzig Jahre alt. Freudestrahlend erzählt er, daß er die Feinbäckerei und Konditorei gelernt und jetzt seine Gesellenprüfung gemacht habe. Hier sei sein Zeugnis: Wahrhaftig, hier steht's schwarz auf weiß: „Hat seine Gesellenprüfung mit bestem Erfolg bestanden. Er war stets ehrlich, zuverlässig und fleißig und hat sich während seiner Lehrzeit tadellos geführt!"

Wer die Ehre hochhält . . .

. . . dem gelingt alles!« Ehre und Opfer sind Geschwisterkinder, und am Himmel des Weltgeschehens leuchten ihre Spuren wegweisend über Jahrhunderte hinaus. Das Opfer, das um der Ehre willen geschieht, kennzeichnet die ungebrochene Kraft eines Volkes, die Kraft zum Schicksal. Zu Zeiten, da der Lebenseinsatz verpflichtendes Gesetz wurde und jeder einzelne Mensch vorgesehen ist, das Geschick des Vaterlandes zu tragen, kann von einem Einzelopfer nicht mehr die Rede sein. Jeder erträgt, jeder gibt und jeder hält seinen Glauben auf die Zukunft gleich einer tatbestimmten Gewißheit hoch über die kleinen Plagen dieser Kriegstage, denn in unserer Haltung drückt sich unsere Ehre aus und »Wer die Ehre hochhält, dem gelingt alles!« In einer deutschen Kunstausstellung stand wenig bemerkt in einer Ecke eine Plastik, die den, der sie mit dem Herzen betrachtete, in den Bann schlug und nicht wieder ausließ. »Die Gabe« nannte sich diese Gruppe. Scheu und von leichter Abwehr erfüllt eine Frauengestalt »Die Nehmende«, und vor ihr kniend in edler Demut auf bittenden Händen ihre Gabe hinreichend – die Gebende.

. . . »Der Spender selbst ist der Beschenkte«, sagt der Volksmund und in der indischen Weisheit heißt es: »Gib mit reiner Hand.« Deshalb gilt nach altem Gesetz derjenige als hart bestraft für ein Vergehen, wenn vor seinen Händen die kreisende Opferschale umgestülpt wird. Er wurde des Gebens nicht für wert erachtet. Der Jugend des Freiheitskrieges wurde als heldisches Symbol weiblicher Opferbereitschaft das Freifräulein von Schmettau hingestellt, die ihr langes, wallendes Blondhaar abschnitt und es als einzigste Gabe, die sie zu bringen hatte, auf den Altar des Vaterlandes legte. Die moderne Frisur – so darf man wohl sagen – hat dieses edle Opferbild aus den Freiheitskriegen beiseite geschoben. Die Opfer unserer Tage sind nicht mehr romantisch, sie tragen den Wirklichkeitssinn einer Generation in sich, von der das Letzte an Bereitschaft gefordert wird. Über dem siegreichen Ende dieses Krieges bricht das neue Europa auf. Wer es nicht ausspricht, trägt es doch wie eine Gewißheit in sich. Von den Opfern, die unsere Zeit fordert, sei ein großes und echtes genannt – ein Bauernopfer. Wir wissen, daß die Industrie Raum braucht für Werke, für Menschen. Neue Städte sind im Werden und die Umwandlung großer Gebietsteile war notwendig, um ein Ganzes zu vollbringen. Ein paar hundert Bauern, seit alters her seßhaft auf ihren Höfen, mußte geliebten Boden verlassen, mußten ihre Wurzel ausgraben, um auf neuer Scholle zu pflügen. Wer je so einen Abschied vom Hof miterlebt hat, dem ist das oft gebrauchte Wort »Opfer« im Widerspiel unserer Zeit zu einem unauslöschlichen Begriff geworden. Und doch, was geschah eigentlich? Ein paar hundert Menschen gaben ihren Raum frei für zehntausend Menschen. Eine Aufgabe wurde gelöst und ein Fortschritt erreicht, der dem ganzen Volk zugute kommen wird. Wir gedenken der aberhundert Heimwanderer aus dem weiten Ostraum, die ihr Stück Land aufgaben, um die Pläne einer großartigen Besiedlungspolitik zu erfüllen. Zahllos sind die Arten von Opfern, die die Zeit ihren Menschen auferlegt. Riesen gibt es darunter und Zwerge. Auf einsamer Höhe, keiner anderen Tat vergleichbar, das einmalige Opfer – der Lebenseinsatz für die Heimat. Alles andere muß dahinter verblassen, und sogar der Groschen in deiner Hand ist ein totes und armseliges Ding. Erst daß er weitergegeben wird – das macht seinen Sinn aus, und daß er ein winziger Baustein ist im mächtigen Schutzwall dieses Winterhilfswerkes, das reiht ihn ein unter die Opfer.

Drei Rosen

Von Franz Baumeister

Lange vor zwei Uhr ballt sich um Schultor eine erregte Bubenschar, fast alle von meinem dritten Schuljahr. Es muß sich um etwas Besonderes handeln, denn die Stimmen überschreien und bekriegen sich. Kaum entdecken mich die Jungen, da stürzen sie auf mich zu: „Der Bertl Heinz hat schon wieder gestohlen!" — „Ja, diesmal Rosen!" — „Beim Hiller-Alfred hinten!"

„Ach, was ihr nur wieder zu verleumden habt. Ich glaube es nicht!"

„Ganz gewiß, wir haben es selbst gesehen!"

„Wenn ihr es selbst gesehen habt, dann muß ich es wohl glauben. Aber sagt es vorerst nicht weiter. Wir sprechen dann im Schulzimmer darüber."

In Gedanken an mein Sorgenkind steige ich langsam die Treppe hinauf. Sollte ich mich in dem Jungen doch getäuscht haben? Drei Jahre hindurch? Tauchte nicht immer wieder die gleiche Anklage gegen ihn auf: Er sei ein Dieb? — Gewiß, mir war er in den ersten Schultagen auch gleich aufgefallen. Schwarze, borstige Haare und tiefdunkle, etwas starre Kohlenaugen ließen ihn ungewöhnlich erscheinen. Schon damals trug sein Gesicht einen finsteren, trotzig-abweisenden Zug. Die oft wie ein kleiner Rüssel vorgeschobenen Lippen erweckten den Anschein, als ob der Junge schuldbewußt gegen Anklagen trotzen wolle. Und die Anklagen kamen auch bald.

Einem Mitschüler waren schon in den ersten Stunden seine schönsten Griffel abhanden gekommen. Sofort hieß es:

„Die hat der Heinz gestohlen. Der stiehlt immer!"

„So? Woher weißt du denn das?"

„Der hat im Kindergarten auch schon viel gestohlen."

„Ja, die Schwester hat ihn oft gestraft. Der hat von einer Auslage weg Apfelsinen genommen!" — „Und einmal Kirschen!" — „Und einmal einem Kinde Schokolade!" — „Und von einem Marktstand eine Gummieidechse zum Essen!" Noch viele derartiger Beschuldigungen regnete es über das schwarze Haupt.

Er aber hatte ein wie das andere Mal durch sein Rüsselein gezischt: „Is gar nix wahr!"

Und bei dem blieb er, was immer auch noch gegen ihn vorgebracht wurde. Die Griffel aber kamen nicht zum Vorschein.

Vorsichtig gegenüber jeder Kinderaussage und um den Kleinen nicht von vornherein vor seinen Kameraden mit einem Makel zu belasten, beschloß ich, den Beschuldigungen unauffällig nachzugehen. Aber auch bei späteren „Besitzveränderungen", die selbstverständlich ihm zur Last gelegt wurden, ließ sich dem Jungen nichts nachweisen.

Sollte er schon so durchtrieben sein, daß er geschickt jede belastende Spur verwischte? Oder drohte ihm tatsächlich das tragische Schicksal so manchen Kindes, wegen einiger früherer kleiner Fehltritte verkannt, das Opfer des oberflächlichen, rücksichtslosen Kinderklatsches zu werden? Anzeichen dafür lagen deutlich vor. Seine Kameraden mieden ihn. Auch er suchte nicht ihre Gesellschaft. War das Schuldbewußtsein oder gekränkter Bubenstolz?

Seine Eltern, einfache, aber ehrbare Leute, gaben zu, daß er im vorschulpflichtigen Alter öfter etwas weggenommen habe. Wahrscheinlich sei er verführt worden durch seinen etwas älteren Bruder, der unzweifelhaft schlimme Anlagen besaß. Im allgemeinen aber bezeichneten sie Heinz als gutes Kind, das ihnen zu Sorgen keinen Anlaß gab.

Darum nahm ich mir vor, dem Jungen meine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, ihn unbedingt zu halten und im Guten zu befestigen, denn wenn wirklich eine Anlage oder Neigung zur Unredlichkeit vorlag, war es sicherlich verdienstvoller, ihm zur Ueberwindung seines Fehlers eine hilfreiche Hand zu bieten, statt ihn einfach und bequem zu verurteilen und damit vielleicht einem traurigen Schicksal preiszugeben.

Was in kindlich dunklem Drange noch verborgen in ihm schlummerte, hoffte ich durch Weckung seines Ehrgeizes abzudämmen.

Heinzens jedesmalige Entrüstung schien mir echt zu sein. Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit, als wieder alle Finger selbstverständlich auf ihn als den alleinigen Missetäter wiesen, sagte ich: „Buben, das kann schon sein, daß der Heinz, wie er noch den Kindergarten besuchte, einmal etwas genommen hat. Damals hat er es eben noch nicht gewußt, daß man von fremden Leuten nichts wegnehmen darf, nicht wahr, Heinzi?"

Ein dankbarer Blick und zustimmendes Kopfnicken.

„Aber jetzt bist du ein großer Schuljunge, der das besser versteht. Jetzt weißt du, daß das gestohlen wäre. Und du würdest das ehrlich eingestehen, sonst hättest du auch noch gelogen. Von nun an tust du es aber ohnedies nicht mehr, gelt?"

„Naa!" bekräftigte Heinz das mit eifrigem Kopfnicken voll Ueberzeugung, setzte sich tiefbefriedigt und lachte mich frei und offen an.

Des öfteren, wenn es sich gerade schickte, fuhr ich dem Kleinen liebkosend über sein schwarzes Haar. Wir tauschten kurze Blicke des Vertrauens und der stillen Freundschaft. Und Heinz führte sich im großen und ganzen recht wacker. Im ersten und zweiten Schuljahr kam natürlich noch öfter etwas abhanden. Sogleich wurde Heinz als Täter bezeichnet. Niemals aber fand sich bei ihm das Diebesgut. Diese doch immerhin bezeichnende Tatsache berührte leider seine Mitschüler nicht im mindesten in ihrer vorgefaßten Meinung, im Gegenteil: sie fanden es höchst ungerecht, daß der Lehrer den „schwarzen Heinz" auf ihre Anklagen hin nicht sofort bestrafte. Schrie doch das Gerechtigkeitsgefühl der kleinen Sittenrichter geradezu nach Sühne. Sie hatten ja keine Ahnung davon, wie der Lehrer seinen „Schwarzen" ständig, wenn auch unauffällig, beobachtete, wie er Heinz nach dem Unterricht durch kleine Aufträge öfter im Schulzimmer zurückhielt und manches ernste Zwiegespräch unter vier Augen mit ihm führte. Schließlich besserte sich im Laufe des dritten Schuljahres sein Verhältnis zu den Mitschülern. Er nahm häufiger an ihren Spielen teil, dann und wann legte sich sogar ein Arm freundschaftlich um Heinzens Schulter. Seine trotzige Schnute brauchte nicht mehr oft in Abwehrstellung zu treten. Und nun sollte er als Neunjähriger einem Klassenkameraden die Rosen gestohlen haben! —

Aufgeregtes Lärmen meiner Schüler vor der Schulzimmertür reißt mich aus dem Sinnen. Noch hat sich die Tür nicht ganz geöffnet, da wühlen sich fünfzig Jungens herein. Es hastet und schreit mir entgegen: „Er hat sie doch gestohlen. Die andern sagen's auch alle!" — „Jawohl, drei Rosen waren es. Mit denen ist er heimgelaufen!" —

„Ich habe es gesehen, wie er eben aus Hillers Gartentürchen herauskam!" — „An mir ist er vorbeigelaufen mit den Rosen, wie ich in die Schule ging!" — „An mir auch!" „An mir auch!" „Und ein schlechtes Gewissen hatte er. Als er an uns vorüber war, schaute er sich immer um, ob wir ihm nicht nachliefen!" „Diesmal muß er's aber richtig kriegen, der Dieb!" — „Der traut sich nimmer in die Schule!" —

„An die Plätze und Ruhe!"

Sie gehorchen. Aber das erregte Wispern und Tuscheln will nicht verstummen. Noch ein Dutzend Nachzügler kommt nach und nach herein. Und jeder platzt sofort mit der Neuigkeit heraus: „Der Bertl Heinz hat Rosen gestohlen!"

Zweiundsechzig Ankläger fiebern auf den Augenblick, wo der Schuldige vor dem Richter erscheint.

„Da ist er!"

Mit dem Glockenschlag jagt er zur Tür herein. Im roterhitzten, schweißüberronnenen Gesicht kleben die nassen Haarzipsel. Schmutzige Staurinnen ziehen sich die Wangen herunter. Heinz strebt am Katheder vorbei seinem Platz in der ersten Bankreihe am Fenster zu. Ich winke indessen den hinter ihm eingetretenen „Bestohlenen", Hiller, zu mir her. Ein kurzer Blick über die Klasse hat Heinz überzeugt, daß es gegen ihn geht. Die trotzige Schnute ist wieder da. Kampfbereit funkeln die Augen. Er senkt halb den Kopf und starrt auf mich.

Ich sehe in seinen dick aufgelaufenen Halsadern die Pulse stürmisch hämmern: „So, Buben, jetzt redet!"

Da legen sie los! Zehn, zwanzig, vierzig, fünfzig zugleich: Diesmal kann er nicht mehr leugnen! Diesmal hatte er die Rosen in der Hand! Man hat ihn sogar aus dem Garten schlüpfen sehen! — Es will kein Ende nehmen. — Und Heinz wendet mit gehetzten Augen den roten Kopf behende von einem zum andern und zischt ein ums andere Mal: „Is gar nix wahr! Die lügen!"

„Schweige und warte! Wenn die gesprochen haben, darfst du reden! — Kinder, wir machen es kurz: Wer etwas da-

von weiß, daß der Heinz die Rosen gestohlen hat, der stehe auf!"

Wieder erheben sich an die Fünfzig.

„Gut! Nun ganz ehrlich sein! Nur jene Buben bleiben jetzt stehen, die den Heinz mit den gestohlenen Rosen selbst gesehen haben. Alle anderen setzen!"

Ein Dutzend ungefähr bleibt stehen. Das sind jene, die den gleichen Schulweg wie er gehen, an denen er auf dem Rückweg vorbei mußte. „Setzt auch ihr euch. Jetzt stehen nur jene auf, die selbst gesehen haben, wie Heinz die drei Rosen beim Hiller gerade gestohlen hat!"

Keiner erhebt sich. — Verblüfft sehen sich dreiundsechzig Schuljungen an und schweigen betreten. Aber die Mienen vieler verraten, was sie denken: Er hat sie doch gestohlen. Er hatte sie ja in der Hand. Warum lief er so?

„Heinz, nun sprich du!"

Aller Augen ruhen gespannt auf ihm, während er hervorstößt: „Der Hiller hat mir heute mittag nach der Schule gesagt, sie hätten so viele Rosen. Wir haben keinen Garten und keine Blumen. Da habe ich zu ihm gesagt, er soll mir welche schenken, weil meine Mutter sie so gerne hat. Die liegt schon zwei Monate krank. Der Alfred hat gesagt, er gibt mir welche, wenn ich nach dem Essen komme. Weil's dann erst halb zwei Uhr war, hab ich sie noch schnell heimgetragen. Dabei haben mich die anderen gesehen. Gelt, Alfred, so war es?" „Ja!"

Es ist grabesstill geworden im Schulsaal. Kein Kopf rührt sich. Nur Heinzens Augen triumphieren.

Dieses drückende Schweigen der Beschämung und Selbstbesinnung, der inneren Abbitte halte ich so lange als möglich fest. Dann bedarf es nicht mehr vieler Worte. Heinz ist gerechtfertigt durch die Tatsachen. „Buben, drei Jahre habt ihr euren Mitschüler heimlich und laut verdächtigt. Diesmal war es am schlimmsten. Was ihr heute gemacht habt, war Klatsch, häßlichster Klatsch! Wenn ich euch auch so gedankenlos geglaubt hätte, wie ihr einander, dann wäre Heinz bitteres Unrecht geschehen. Er i s t kein Dieb. Ich habe immer an seine Ehrlichkeit geglaubt. Er wird ehrlich bleiben. — Und nun denkt einmal ein bißchen nach, wie das kommen konnte!"

Rasch finden sie sich zurecht und erkennen: Nur weil sie wegen einiger kindlicher Verfehlungen an seine Unehrlichkeit g l a u b t e n, hatten sie ihm immer die Schuld zugeschoben. Bloß weil sie ihn diesmal mit Rosen hatten laufen sehen, mußten diese schon gestohlen sein. Zwölf sahen die Rosen in seiner Hand und fünfzig andere behaupteten daraufhin gedankenlos, sie müßten gestohlen sein.

Es wird beschlossen, in Zukunft Schlimmes von anderen nur so weit zu berichten, soweit man es selbst gesehen habe und sich auch dabei noch genau zu prüfen, ob man nichts aus eigenem hinzusetzte. Wir werden bei Augenzeugenberichten immer mißtrauisch fragen: Was hast du davon selbst gesehen? Dann werden wir viel Unheil vermeiden.

Nun erst gehörte Heinz ganz zur Klassengemeinschaft. Er enttäuschte das in ihn gesetzte Vertrauen nicht. Wir blieben Freunde, auch als er in die höheren Klassen aufstieg. Unsere Freundschaft beschränkte sich allerdings nur auf einen kurzen Gruß, auf ein paar freundliche Worte nach seinem Ergehen, auf Erkundigungen nach ihm bei seinen Lehrern. Wenn sich unsere Augen trafen, wußte ich: er denkt daran.

Und er dachte daran. Elf Jahre lang! Dann wies er mir die Quittung vor: Eines Ferientags klopft es an meiner Tür. Und herein tritt ein junger, sauber gekleideter Mann und fragt: „Kennen Sie mich noch?" Ob ich ihn kenne? Aber natürlich, auf den ersten Blick! Es ist mein Heinz. Jetzt zwanzig Jahre alt. Freudestrahlend erzählt er, daß er die Feinbäckerei und Konditorei gelernt und jetzt seine Gesellenprüfung gemacht habe. Hier sei sein Zeugnis: Wahrhaftig, hier steht's schwarz auf weiß: „Hat seine Gesellenprüfung mit bestem Erfolg bestanden. Er war stets ehrlich, zuverlässig und fleißig und hat sich während seiner Lehrzeit tadellos geführt!"

Wer die Ehre hochhält . . .

. . . dem gelingt alles!« Ehre und Opfer sind Geschwisterkinder, und am Himmel des Weltgeschehens leuchten ihre Spuren wegweisend über Jahrhunderte hinaus. Das Opfer, das um der Ehre willen geschieht, kennzeichnet die ungebrochene Kraft eines Volkes, die Kraft zum Schicksal. Zu Zeiten, da der Lebenseinsatz verpflichtendes Gesetz wurde und jeder einzelne Mensch vorgesehen ist, das Geschick des Vaterlandes zu tragen, kann von einem Einzelopfer nicht mehr die Rede sein. Jeder erträgt, jeder gibt und jeder hält seinen Glauben auf die Zukunft gleich einer tatbestimmten Gewißheit hoch über die kleinen Plagen dieser Kriegstage, denn in unserer Haltung drückt sich unsere Ehre aus und »Wer die Ehre hochhält, dem gelingt alles!« In einer deutschen Kunstausstellung stand wenig bemerkt in einer Ecke eine Plastik, die den, der sie mit dem Herzen betrachtete, in den Bann schlug und nicht wieder ausließ. »Die Gabe« nannte sich diese Gruppe. Scheu und von leichter Abwehr erfüllt eine Frauengestalt »Die Nehmende«, und vor ihr kniend in edler Demut auf bittenden Händen ihre Gabe hinreichend – die Gebende.

»Der Spender selbst ist der Beschenkte«, sagt der Volksmund und in der indischen Weisheit heißt es: »Gib mit reiner Hand.« Deshalb gilt nach altem Gesetz derjenige als hart bestraft für ein Vergehen, wenn vor seinen Händen die kreisende Opferschale umgestülpt wird. Er wurde des Gebens nicht für wert erachtet. Der Jugend des Freiheitskrieges wurde als heldisches Symbol weiblicher Opferbereitschaft das Freifräulein von Schmettau hingestellt, die ihr langes, wallendes Blondhaar abschnitt und es als einzigste Gabe, die sie zu bringen hatte, auf den Altar des Vaterlandes legte. Die moderne Frisur – so darf man wohl sagen – hat dieses edle Opferbild aus den Freiheitskriegen beiseite geschoben. Die Opfer unserer Tage sind nicht mehr romantisch, sie tragen den Wirklichkeitssinn einer Generation in sich, von der das Letzte an Bereitschaft gefordert wird. Uber dem siegreichen Ende dieses Krieges bricht das neue Europa auf. Wer es nicht ausspricht, trägt es doch wie eine Gewißheit in sich. Von den Opfern, die unsere Zeit fordert, sei ein großes und echtes genannt – ein Bauernopfer. Wir wissen, daß die Industrie Raum braucht für Werke, für Menschen. Neue Städte sind im Werden und die Umwandlung großer Gebietsteile war notwendig, um ein Ganzes zu vollbringen. Ein paar hundert Bauern, seit alters her seßhaft auf ihren Höfen, mußte geliebten Boden verlassen, mußten ihre Wurzel ausgraben, um auf neuer Scholle zu pflügen. Wer je so einen Abschied vom Hof miterlebt hat, dem ist das oft gebrauchte Wort »Opfer« im Widerspiel unserer Zeit zu einem unauslöschlichen Begriff geworden. Und doch, was geschah eigentlich? Ein paar hundert Menschen gaben ihren Raum frei für zehntausend Menschen. Eine Aufgabe wurde gelöst und ein Fortschritt erreicht, der dem ganzen Volk zugute kommen wird. Wir gedenken der aberhundert Heimwanderer aus dem weiten Ostraum, die ihr Stück Land aufgaben, um die Pläne einer großartigen Besiedlungspolitik zu erfüllen. Zahllos sind die Arten von Opfern, die die Zeit ihren Menschen auferlegt. Riesen gibt es darunter und Zwerge. Auf einsamer Höhe, keiner anderen Tat vergleichbar, das einmalige Opfer – der Lebenseinsatz für die Heimat. Alles andere muß dahinter verblassen, und sogar der Groschen in deiner Hand ist ein totes und armseliges Ding. Erst daß er weitergegeben wird – das macht seinen Sinn aus, und daß er ein winziger Baustein ist im mächtigen Schutzwall dieses Winterhilfswerkes, das reiht ihn ein unter die Opfer.

Zur Rachitisbekämpfung

Die Rachitis, landläufig auch englische Krankheit genannt, ist die im Volke am besten bekannte Vitaminmangelkrankheit. Dem Körper fehlt das Vitamin D, das im Stoffwechsel und zum normalen Knochenaufbau unbedingt erforderlich ist. Die daraus entstehenden Störungen treten beim Säugling mit seinem raschen Wachstum besonders stark in Erscheinung. Die Anzeichen der Erkrankung — Kopfschweiß, Craniotabes, „Rosenkranz", Auftreibungen der Ephysen der langen Röhrenknochen, Verzögerung und Unregelmäßigkeiten beim Zahndurchbruch — sind so gut bekannt, daß sich weitere Erörterungen darüber ebenso erübrigen, wie über die Spätform.

Das Entstehen der Rachitis wird durch folgende Faktoren begünstigt:

1. Mangel an Lichtzufuhr:
   In ländlichen Gegenden kommen sogar im Sommer zahlreiche Rachitisfälle zur Beobachtung, wenn die Mutter während des Tages auf dem Felde mitarbeitet und das Kind in der Stube gehalten wird.
2. Einseitige Ernährung:
   Ein Säugling, der mit sechs Monaten nur Milch erhält, ganz gleich, ob Brust- oder Flaschenernährung, bekommt rachitische Erscheinungen.
3. Schnelles Wachstum der Kinder:
   Es ist dabei gleichgültig, ob es sich um Längenwachstum oder um starke Gewichtszunahme handelt. Besonders gefährdet sind Frühgeburten bzw. Kinder von einem Geburtsgewicht unter 3000 Gramm.
4. Durch schwere Erkrankungen des Säuglings.

Durch die hygienische Belehrung der breiten Volksmassen werden in den Städten kaum noch Fehler in der Pflege und Ernährung der Säuglinge begangen. Dennoch wird aus allen Gauen Deutschlands über Zunahme der englischen Krankheit berichtet. Brehme gibt im rheinisch-westfälischen Industriebezirk 37 % Rachitisfälle, in der Mütterberatung, 46 % in seiner eigenen Praxis an; Meyer zu Hörste 55 % in der Dortmunder Klinik aufgenommenen Säuglinge. Aber auch in industriefreien Orten wie Bonn wurden 1927 von Aengenendt 46,7 % aller Säuglinge in den Mütterberatungsstellen rachitisch gefunden. Aber auch in anderen Ländern, z. B. Japan, wird eine Zunahme der Rachitis beobachtet. In Paris wurden 1933 40 % aller Säuglinge als rachitisch bezeichnet, in Basel bei 75 % der Säuglinge eine Rachitis vorgefunden.

Schwer rachitische Veränderungen, wie man sie vor dem Weltkrieg zu sehen gewohnt war, sind allerdings seltener geworden; es handelt sich zumeist um leichte bis mittelschwere Erkrankungsfälle. Worauf das Ansteigen zurückgeführt werden muß, ist nicht geklärt; zum Teil werden durch die Mütterberatungsstellen jetzt schon Frühfälle mitgezählt, die ohne weitere Behandlung in den Sommermonaten völlig ausheilen würden. Dennoch muß man sich vor Augen halten, daß auch Säuglinge mit leichten rachitischen Erscheinungen besonders anfällig gegen Infekte sind. So hat Deutschland 1935 nach Grüninger 11 473 Kinder im 1. Lebensjahr an Lungenentzündung verloren. Es handelt sich dabei erfahrungsgemäß stets um rachitische Säuglinge, die den Infekt nicht überstehen. Außerdem resultieren viele Störungen des Erwachsenenalters aus einer überstandenen Rachitis, z. B. Magen-Darmerkrankungen durch Gebißanomalien oder Gebißverfall, Wehrdienstuntauglichkeit durch Senkfüße, Geburtsverlaufsstörungen schon bei geringen Beckenveränderungen. Dazu rekrutiert sich der größte Teil durch die Krüppelfürsorge erfaßten aus Rachitikern.

Die Heilung der Rachitis ist durch die Bestrahlung mit ultraviolettem Licht oder noch besser durch Verfütterung des reinen, synthetisch hergestellten Vitamin D, das Vigantol, kein Problem mehr. Von letzterem müssen dreimal täglich 5 Tropfen über einige Wochen gegeben werden.

Noch zweckmäßiger und für die Volksgesundheit bedeutungsvoller als die Erfassung und Behandlung der Säuglinge nach Ausbruch der englischen Krankheit, sind aber vorbeugende Maßnahmen. Auch dafür hat sich das Vigantol bestens bewährt. Es genügt, der gefährdeten Altersklasse von drei Monaten bis zu zwei Jahren in den sonnenarmen Monaten täglich 5 Tropfen des Vigantol zu verabfolgen, um den Ausbruch der Rachitis zu verhüten. Wenn kleine Behandlungspausen eingelegt werden, kann man das Mittel unbedenklich über Monate geben lassen, allerdings gehören die Kinder dabei in ärztliche Kontrolle.

Vorbeugend ist früher nur wenig getan worden. Die Mütter, die einen Säugling mit rachitischen Erscheinungen in die staatliche oder städtische Beratungsstelle brachten, mußten zumeist an einen Arzt verwiesen werden, damit dieser Vigantol verschrieb. Das hatte den Nachteil, daß einesteils sich viele das Mittel nicht erlauben konnten oder die Mütter die doppelte Wartezeit scheuten und den Arzt nicht aufsuchten, vielleicht auch nicht an eine Erkrankung ihres Kindes glauben wollten. In den Landbezirken waren die Zeiträume, in denen die Säuglinge vorgestellt wurden, zu lang, als daß die Kinder wirklich beim Auftreten erster rachitischer Erscheinungen erfaßt werden konnten.

Um der Rachitis nunmehr endgültig Einhalt zu gebieten, haben alle an der Erhaltung der deutschen Volkskraft interessierten Stellen die staatlichen Gesundheitsämter, das Hauptamt für Volkswohlfahrt, das Hauptamt für Volksgesundheit und die Träger der Sozialversicherung sich zu einem gemeinsamen Vorgehen entschlossen, das trotz des augenblicklichen Kriegszustandes im vergangenen Winter zur Durchführung kam. Die Mütter wurden mit ihren Säuglingen von den staatlichen Stellen vorgeladen und erhielten nach ärztlicher Untersuchung die erste Flasche Vigantolöl ausgehändigt, der je nach Bedarf weitere folgten. Die Kosten wurden für die versicherte Bevölkerung von den zuständigen Kostenträgern übernommen, in nichtversicherten hilfsbedürftigen Kreisen stellte die NSV. die Mittel zur Verfügung.

Die Beteiligung an dieser Aktion seitens der Bevölkerung war so groß, daß man ohne Uebertreibung von einer fast hundertprozentigen Erfassung sprechen kann. Die gute Vorarbeit durch die Hilfsstellen „Mutter und Kind" in Verbindung mit einer gründlichen Propaganda durch Presse und Rundfunk hat das Interesse für die Aktion wachgerufen, so daß die jungen Mütter der Aufforderung fast ausnahmslos bereitwillig Folge leisteten. In seltenen Fällen war eine zweite Aufforderung notwendig, die meist durch die Leiterin der Hilfsstelle „Mutter und Kind" persönlich überbracht wurde.

Ist diese verständnisvolle Bereitwilligkeit ein erfreuliches Ergebnis, so ist die Tatsache, daß im ganzen Reichsgebiet schwere rachitische Erscheinungen bei den vorgestellten Säuglingen so gut wie gar nicht vorkamen, nicht minder erfreulich. Der Gesundheitszustand war im allgemeinen trotz des sehr kalten Winters und trotz des Krieges gut.

Vor Beginn dieser großen Rachitis-Prophylaxe ist oft die Frage erörtert worden, ob die Durchführung einer allgemeinen Vigantolöl-Kur nicht an der Nachlässigkeit der Mütter scheitern würde. Die Praxis zeigte jedoch, daß nicht nur keine jungen Frauen in der Stadt, die nur für ihren kleinen Haushalt und die Kinder leben, sondern auch die jeder Neuerung sonst leicht ablehnend gegenüberstehenden Landfrauen sich genau nach den ärztlichen Anordnungen gerichtet, und sie damit der Aktion zu einem vollen Erfolg verholfen haben. Unzählige Stichproben von den Beauftragten der öffentlichen Fürsorge, der NSV. und des Deutschen Frauenwerkes haben das gleiche günstige Ergebnis gezeitigt.

Ein zahlenmäßiger Bericht liegt aus dem Sudetenland der NSV.-Gauleitung vor. Dort wurde diese Aktion sofort nach der Befreiung eingeleitet. Danach wurden bis Ende August 1939 in den neu errichteten Hilfsstellen „Mutter und Kind" durch die Vigantolöl-Aktion erfaßt: 16707 Säuglinge, 3242 Kleinkinder, 911 bzw. 925 Kinder aus zwei Kreisen, in denen das Alter nicht festgehalten wurde, vier Schulkinder, insgesamt 21 789 Kinder. Jedes Kind erhielt 1—3 Flaschen Vigantolöl, und zwar gaben 21 Kreise durchschnittlich zwei Flaschen je Kind, 11 Kreise durchschnittlich drei Flaschen, und sieben Kreise eine Flasche. Die Erfolge wurden in allen Kreisen als gut beurteilt. Sie zeigten sich insbesondere in stärkerer Nahrungsaufnahme, viel besserem Allgemeinbefinden, und vor allem Gewichtszunahme der Kinder. Die ersten Rachitiszeichen verschwanden. Auch schwere Schäden wie Hühnerbrust, rachitische Veränderungen des Skeletts u. a. konnten in vielen Fällen gebessert bzw. ausgeglichen werden. Die Bevölkerung nahm die Aktion im allgemeinen verständnisvoll auf, und die meisten Mütter gaben ihren Kindern gern das Vigantolöl. Allerdings zeigte sich die Bevölkerung der Städte und Industriebezirke aufgeschlossener als die schwerfälligere Landbevölkerung, der gegenüber Aufklärungsmaßnahmen in vermehrtem Umfang angewandt werden mußte. Erschwert wurde die Arbeit in den gebirgigen Gegenden durch den dort herrschenden Ärztemangel und durch schwierige Verkehrsverhältnisse, die bei schlechtem Wetter und durch Schneeverwehungen den Besuch der Mütterberatungsstellen zuweilen undurchführbar machten. Wie groß jedoch trotz der Hindernisse die Erfolge waren, zeigt folgender Auszug aus dem Bericht eines Gebirgsarztes:

„Von den behandelten 59 Fällen, die nicht als prophylaktisch, sondern als therapeutisch notwendig angesehen werden müssen, konnten bisher 13 abgeschlossen werden, 7 mit positivem Erfolg, während 6 einer weiteren Behandlung bis zur gänzlichen Heilung bedürfen und auch in kurzer Zeit einer solchen zugeführt werden können. Bei den noch nicht abgeschlossenen Fällen (40) ist der bisherige Erfolg der Aktion ein derartig guter, daß sich die Ueberzeugung von dem Wert dieser immens wichtigen Aktion bei der Bevölkerung immer mehr durchsetzt und die Beteiligten gern und freudig ihren Pflichtanteil bezahlten. Ich habe bei meiner 17jährigen Tätigkeit hier im Gebirge die verheerende Wirkung der Rachitis gesehen und bin in der Lage, die Wohltat der Rachitis-Aktion richtig einschätzen zu können. Es war für mich als Arzt eine unbeschreibliche Genugtuung für die angewandte Arbeit und Mühe, eine solche gedeihliche und von wirklichem Erfolg gekrönte Aktion durchführen zu können."

Durch engste Zusammenarbeit aller beteiligten Stellen nähern wir uns dem Zeitpunkt, an dem die Rachitis keinen Schaden mehr der deutschen Volkskraft zufügen kann, und der Punkt 21 des Parteiprogramms erfüllt sich somit in umfassender Weise: „Der Staat hat für die Hebung der Volksgesundheit zu sorgen durch den Schutz der Mutter und des Kindes."

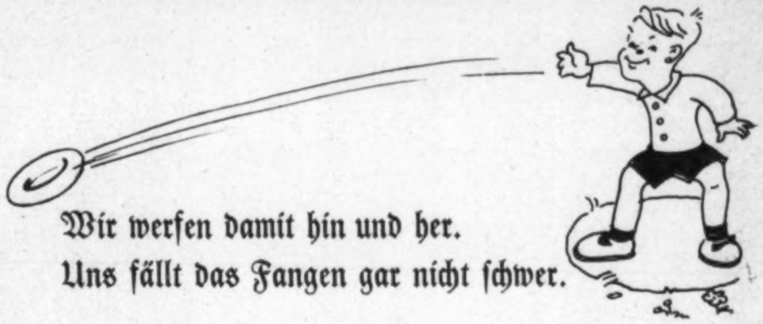
Dr. Ilse Feld-Markolf

Der Tennisring

Spielanregungen von Erwin Jäkel

Zeichnungen Susanne Allonge

Ich habe einen Tennisring.
ein rundes, buntes Kullerding.



Wir werfen damit hin und her.
Uns fällt das Fangen gar nicht schwer.

Das Känguruh hüpft ohne Ruh
über die Wiese – immerzu.

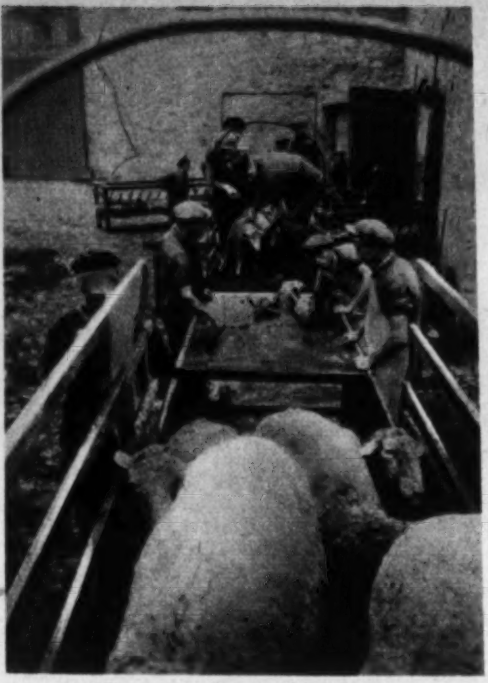
Paß auf, der Ring rutscht von dem Kopf!
Beim Peter hält der dicke Schopf.

Wir werfen mit den bunten Ringen –
wird der schwere Wurf gelingen?

Der Schäfer

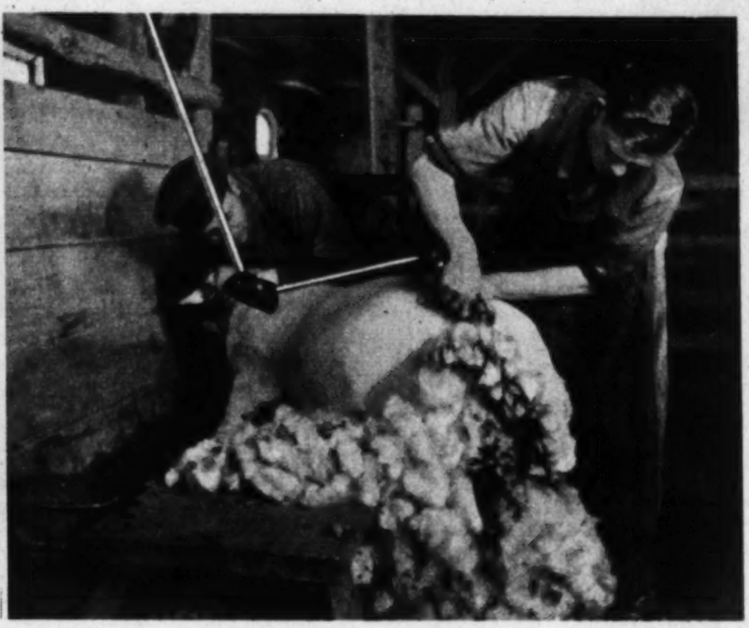
Ist denn Schafe hüten ein Beruf, eine Arbeit, die einen Mann ganz ausfüllt und befriedigt? Oder ist vielleicht dieser Schafhirte ein Kerl, den man zu etwas anderem, zu einer „besseren" Arbeit, nicht brauchen kann? — Wer in seiner Heimat jemals einen Schäfer Tag für Tag beobachtet hat, der stellt so dumme Fragen nicht; und wer dazu keine Gelegenheit hatte, wer aber — auf einer Wanderung oder auf der Urlaubsreise — auch nur einmal einen Schäfer mit seiner Herde begegnete, der hat auch eine andere Meinung von diesem Beruf bekommen. Vielleicht stellt sich so ein Außenstehender die Schäferei aber doch auch wieder falsch vor: zu romantisch, zu poetisch, zu idyllisch. Auch das ist sie nämlich nicht. Die heiteren Naturkinder mit der Hirtenflöte und der blauen oder rosa Seidenschleife am Hirtenstabe, die sich Schäfer und Schäferinnen nannten und ihr Leben hauptsächlich mit Singen, Tanzen und Kränzewinden verbrachten, hat es nur auf den Theatern und in den Tanzsälen der fürstlichen Höfe einer längstvergangenen Zeit gegeben — sie waren damals ein festlicher Wunschtraum der Natürlichkeit, der Unbefangenheit und Unbeschwertheit im öden Alltag des künstlichen, abgezirkelten und lästigen Hofzeremoniells. Der wahre Schäfer, damals und heute, ist zwar auch mit der freien Natur auf Du und Du, aber er erlebt nicht nur ihre lieblichen, sondern eben auch ihre rauhen Seiten. Er muß ein wetterharter Geselle sein, seine Augen überall haben und fest auf seinen Beinen stehen — für Blumenkränze und Seidenschleifen hat er keine Zeit. Viel eher stimmt schon das andere Bild, das man sich im Volk vom Schäfer macht: das sieht in ihm den weisen Mann, den Kräuter- und Wurzelkundigen, den Arzt für alle Leiden, ja beinahe einen Zauberer. Nun, ein Zauberer und ein Helfer in allen Nöten ist auch der erfahrenste Schäfer nicht; aber er hat freilich gelernt, auf viele Dinge zu achten, auf die Pflanzen der Heimat, gerade auf die unscheinbarsten Kräutlein am Wege, auf das Wetter, und auf die vielerlei Krankheiten seiner Herde — mag schon sein, daß er auch dem Mitmenschen einmal helfen kann.

In der Hauptsache indes ist der Beruf des Schäfers ein heute wieder zu vollen Ehren gelangter und sehr wichtiger landwirtschaftlicher Beruf, der manchen tüchtigen Jungen anziehen sollte. Wer gesund ist, kräftig, Liebe zu Tieren hat und es versteht, seine Augen wie seine anderen Sinne offen zu halten, der darf sich diesen Beruf wählen. Er kommt von der Volksschule zuerst in die Landarbeitslehre und nach der Landarbeitsprüfung in die zweijährige Schäferlehre bei einem von der Landesbauernschaft anerkannten Meister. Danach macht er die Schäfergehilfenprüfung und bekommt den Gehilfenbrief. Der Weg zur Meisterprüfung setzt voraus, daß der junge Schäfer sechs



Vor der Schur wird gebadet

Einem Schafbock wird der Kopf geschoren



Heute werden die Schafe mit der Maschine geschoren

Jahre Gehilfe gewesen ist (Arbeitsdienst und Wehrdienst eingerechnet) und an den vorgeschriebenen Schäferlehrgängen der Landesbauernschaft mit Erfolg teilgenommen hat. Statt dessen kann der Gehilfe auch die Schäferlehranstalt besuchen. Und nur der tüchtige und erfahrene Inhaber des Schäfermeisterbriefs erhält die Berechtigung, selbst wieder Lehrlinge auszubilden.

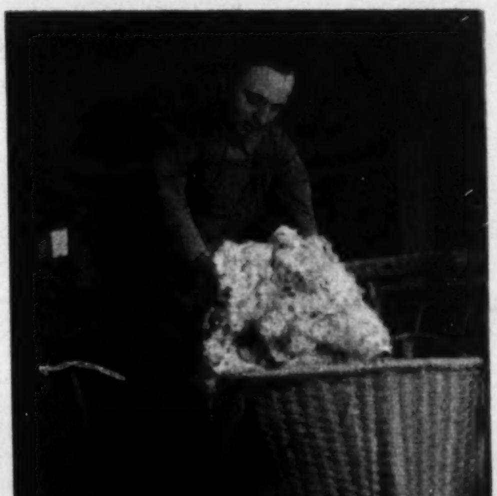
Schon dieser vom Reichsnährstand aufgestellte Ausbildungsgang zeigt, daß es doch wohl nicht ganz so einfach sein kann, Schäfer zu sein, und daß vor allem viel Liebe zu diesem schönen Beruf, ein heller Kopf und eine lange Erfahrung dazu gehört, ein g u t e r Schäfer zu sein. Ob er dann die Herde einer Gutsverwaltung, den Schafbestand einer bäuerlichen Genossenschaft oder einiger besonderer Interessenten betreut, ob er eine Wanderschäferei weit in einer deutschen Landschaft umher führt, oder ob er für eine Standherde, z. B. die eines Flugplatzes, verantwortlich ist, immer werden besondere, sorgfältig und gewissenhaft zu beobachtende Verhältnisse ihn in Anspruch nehmen. Was hat denn die alte gute Schaf- und Hammelherde auf einem modernen Flugplatz zu schaffen? An diesem einen Beispiel zeigt sich besonders gut für den Außenstehenden die Bedeutung der Schafzucht und der gut betriebenen Schäferei. Die weiten Flächen unserer deutschen Flugplätze wären für die landwirtschaftliche Nutzung fast verloren, wenn die Schafe nicht diese Nutzung übernähmen; die Schafe dienen dabei aber auch noch den eigensten Zwecken des Flugplatzes, indem die von ihnen verbissene und kurzgehaltene Grasnarbe jene Dichtigkeit und Festigkeit bekommt, die sie als Rollfeld eines Flugplatzes geeignet macht. Das geschickte Hüten auf einem Flugplatze verlangt selbstverständlich einen guten Schäfer, der über seine eigene Nase hinaus sehen und denken kann.

Der seit 1933 sehr bewußt und energisch betriebene Neuaufbau unserer deutschen Schafzucht, der noch längst nicht abgeschlossen ist, steht nicht allein im Dienste einer Woll- und Fleischversorgung von eigener Scholle, er gehört auch in jene große Aktion hinein, die unter dem Stichwort „Kampf dem Verderb!" so volkstümlich geworden ist. Die kümmerlichen Oedländereien und armen Hutweiden, das Gras und die Kräuter der Feldwege, die bergigen Triften, die, wie z. B. in der Rhön, in der schwäbischen Alb, für eine Rinderweide oder gar für einen regelrechten Wiesenbetrieb nicht ausreichen, können auf dem Umwege über den Magen des Schafes der deutschen Volkswirtschaft dienstbar gemacht werden. Und, das ist nicht das Unwichtigste dabei, diese Flächen werden durch diese Nutzung nicht noch ärmer, noch unergiebiger, sondern bei richtiger Wirtschaftsführung besser. Es ist die Kunst und das Geschick eines guten Schäfers, seine Herde mit den vorhandenen Weiden auf einen möglichst guten Ernährungszustand zu bringen. Nur ein intelligenter Schäfer wird sich den von Wirtschaft zu Wirtschaft, von Herde zu Herde anders gelagerten Verhältnissen anpassen und mit ihnen arbeiten können.

Und nur ein Schäfer, dessen fachliche Erfahrung und allgemeine Intelligenz über die eigene Herde hinauszusehen imstande ist, wird seine Arbeit auch richtig in das Ganze der Wirtschaft, in das noch größere Ganze der deutschen Volkswirtschaft einfügen.

Dr. Hans Hajek

Aufnahmen: Dr. Hubmann



Die Wolle wird sorgfältig in einem Korb verpackt

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

26. Fortsetzung.

Als in Rio alle Passagiere von Bord waren, holten sie ihn aus seinem Gefängnis und brachten ihn ans Fallreep, wo ihn die Polizei schon erwartete. Zwei Polizisten wollten ihn abführen, aber da legte sich ein junger Polizeileutnant, ein stattlicher, schneidiger Mensch, namens Mario Cavalcante, ins Mittel und rief: „Nach dem Zentralgefängnis auf keinen Fall!"

Er nahm sich den abgezehrten Jungen, dem eine wilde Entschlossenheit aus den blauen Augen leuchtete, vor und unterhielt sich sehr lebhaft und angeregt mit ihm. Er ließ sich von seiner Absicht erzählen und schüttelte nur immer den Kopf, indem er ausrief: „Diese Deutschen, diese Deutschen! Que môço nôvo e já anda assim! (Was für ein junger Mensch und macht schon solche Sachen.) Sie wollen doch sicher drüben Soldat werden. Vor allen Dingen kommen Sie erst einmal mit mir."

Er stieg mit ihm in ein elegantes Motorboot, und sie machten zusammen eine Rundfahrt durch den von hohen Bergen umsäumten Hafen von Rio de Janeiro, diesen schönsten und großartigsten Hafen der Welt. Es war inzwischen dunkel geworden, überall flammten nun die Lichter auf, ein Meer von Lichtern. Die ganze Stadt sah aus wie illuminiert, das Parlamentsgebäude strahlte wie von innen erleuchtetes Glas. Und weiter liefen die Lichterreihen, den langen Strand von Copacabana entlang, an herrlichen Villen und verschwenderisch ausgestatteten Luxushotels vorüber, bis sie sich im fernen Dunkel der Berge verloren.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" fragte der Polizeileutnant den Jungen, der ihm im stummen Staunen gegenübersaß.

„Wunderbar", sagte Helmut leise. Er atmete tief auf. „Es ist wie ein Märchen aus tausendundeiner Nacht."

Der junge Leutnant lächelte; unterwegs sagte er noch: „Sie können diese Nacht in meinem Hause schlafen."

Das Haus, wo Mario Cavalcante wohnte, war die Wache der Hafenpolizei; er bewohnte das obere Stockwerk. Als sie dort ankamen, bestellte er ein Abendbrot für zwei Personen. Er hatte auch Radio. Helmut hörte es zum erstenmal. Während des Abendessens fragte er den Jungen noch einmal, ob ihm Rio gefiele und ob er nicht hier bleiben wollte. Er würde ganz davon absehen, ihn weiter der Polizei zu überlassen und wollte ihm auch zu Arbeit verhelfen.

Helmut blickte auf seinen Teller und sagte: „Rio gefällt mir zwar sehr gut — aber, ich muß doch nach Deutschland."

„Ach, müssen, müssen. Sie müssen durchaus nicht."

„Ich will aber auch", sagte Helmut leise.

„Sie wollen ja nur nach Deutschland, um Soldat zu werden. Das können Sie aber in Brasilien auch. Gehen Sie jetzt schlafen und überlegen Sie es sich bis morgen."

Helmut bekam ein gutes Bett und schlief die ganze Nacht tief und fest.

Am andern Morgen fragte der junge Leutnant wieder: „Haben Sie es sich überlegt? Wollen Sie in Rio bleiben?"

„Nein, ich möchte nach Deutschland."

„Welch ein harter Kopf!" Cavalcante winkte einen Polizisten herbei und befahl: „Führen Sie diesen jungen Mann durch Rio. Zeigen Sie ihm die Sehenswürdigkeiten und Schönheiten unserer Stadt."

So sah Helmut Rohde die prachtvolle Stadt Rio de Janeiro nun auch bei Tageslicht. Sie war wirklich wunderschön, aber er selber war heute völlig teilnahmslos. Es war, wie er später von sich sagte: „In meinem sturen Wahn habe ich das alles gar nicht richtig aufgefaßt, vor meinen Augen war ein anderes Bild." Aber er mußte ja nun eine Entscheidung treffen, und da fiel ihm plötzlich seine Mutter ein, wie sie immer sagte: „Macht euch euern Plan, und dann stur drauflos, und wenn's sein muß, mit zusammengebissenen Zähnen."

Nachmittags kamen sie zurück zur Hafenpolizei. Der Leutnant fragte: „Nun, haben Sie Rio gesehen? Haben Sie Ihre Absicht geändert?"

Helmut Rohde sah ihn mit seinen ehrlichen blauen Augen an.

„Rio ist eine sehr schöne Stadt. Aber Deutschland ist doch meine Heimat. Ich habe Sehnsucht nach meiner Heimat." Das sagte er aber nur, weil der flotte junge Leutnant so freundlich zu ihm war, sonst hätte er nichts von Sehnsucht gesagt.

Cavalcante schüttelte den Kopf. „Ja, da hilft es nichts, da müssen wir Sie zunächst bei der Zentralpolizei abliefern. Später will ich sehen, was sich für Sie tun läßt."

Diese Aussicht schreckte den Jungen nicht. Im Gegenteil. Er dachte: Wenn ich erst einmal in den Händen der Polizei bin, dann besteht auch die Möglichkeit, daß sie mich nach Deutschland abschieben, da ich ja keinen brasilianischen Paß habe."

Nun fuhr also mit einem furchtbaren Gerassel ein gelber, geschlossener Wagen vor, Helmut wurde hineingeschoben und in einen großen Hof gefahren. Vier Polizisten nahmen ihn in Empfang. Er kam in ein Zimmer, hier wurden seine Papiere vorgelesen, Hosenträger, Gürtel und Geld wurden ihm abgenommen. Dann brachten sie ihn durch einen langen Gang, rechts und links waren Gitter, dahinter lagen Männer, üble Gestalten.

Er kam in eine größere Zelle und war dort mit jungen Leuten, drei Brasilianern und vier Engländern zusammen. Von den Brasilianern hatte der eine sich durch den Vertrieb eines Kommunistenblattes strafbar gemacht, der zweite war ein Geldfälscher und der dritte ein Mörder, der nach zehnjähriger Zuchthausstrafe, die er auf einer Insel abgebüßt hatte, vor der Entlassung stand. Die vier Engländer waren Beachcombers. Helmut hielt sich zu den Engländern und lernte von ihnen Englisch.

Die Zelle war ein hoher Raum, recht kühl. Helmut und die Engländer mußten auf den Steinfliesen schlafen, die drei Holzpritschen waren von den Brasilianern belegt. Waschgelegenheit gab's keine. Mittags wurden die Gefangenen aus der Zelle gelassen und kamen dann an einem Holzgestell vorbei, auf dem Aluminiumnäpfe mit einem zusammengemanschten Brei von Fisch, Reis, Bohnen, Farina standen; sie mußten mit den Fingern essen. Nachmittags gab's eine Tasse schwarzen Kaffee und ein trockenes Brötchen. Zigaretten wurden viel geraucht, das Feuer mußte man sich von dem wachthabenden Soldaten vor der Tür geben lassen.

Am fünften Tage wurde die Tür aufgemacht und Helmut Rohdes Namen gerufen. Er kam wieder in den gelben Wagen, und fort gings mit großem Geratter. Helmut spähte durch die vergitterte Fensterluke und bemerkte mit jäher Freude, daß sie in Richtung Hafenanlagen fuhren. Er dachte: „Jetzt werden sie mich auf ein deutsches Schiff bringen und abtransportieren." Aber dann sah er von weitem die zwei großen gelben Schornsteine eines Engländers und wußte nun genug. Das Schiff hieß „Highland Patriot" und war ein Schwesterschiff von der „Highland Princeß".

Hier kam er nun ins Zwischendeck und wurde zurückbefördert nach Santos, von wo er sich eingeschifft hatte.

Nachdem sie Helmut Rohde ins Zwischendeck des englischen Dampfers gebracht hatten, hockte er eine Weile verstört und in sich zusammengekrochen wie ein gefangenes Tier in einer Ecke, fraß seine ohnmächtige Wut in sich hinein und dachte nur immer: „Diese verfluchte Schweinerei, nun war ich dichte dran..." Aber darüber schlief er ein, schlief den wundervollen, festen Schlaf der Jugend, und als er erwachte, hatte er sich mit seinem Schicksal abgefunden und dachte: „Na, nun geht's eben wieder von vorne los. Schmeißen lasse ich mich nicht." Er aß und trank nun auch, hieb tüchtig ein und bedauerte nur, daß er nicht frech genug gewesen war, sich zweiter oder erster Klasse einzuschleichen, dann hätten sie ihn auch so zurückbefördert, und er hätte wenigstens noch ein paar Tage fein leben können. Nun stand er in Santos wieder vor'm Nichts. Wo sich hinwenden, um Arbeit zu finden?

Vorerst kam es noch anders. Eine Ueberraschung furchtbarer Art stand ihm in Santos bevor. Im Hafen erwartete ihn bereits die Polizei; wieder wurde er in den gelben Wagen gesteckt und nach der Cadeia, dem Gefängnis, gefahren. Jetzt bekam er die eigentliche Strafe für sein Schwarzfahren. Gegen das Gefängnis von Santos war alles, was er bisher erlebt hatte, nichts. Noch lange Jahre später lief ihm ein Schauder von Grauen über die Haut, wenn er daran dachte.

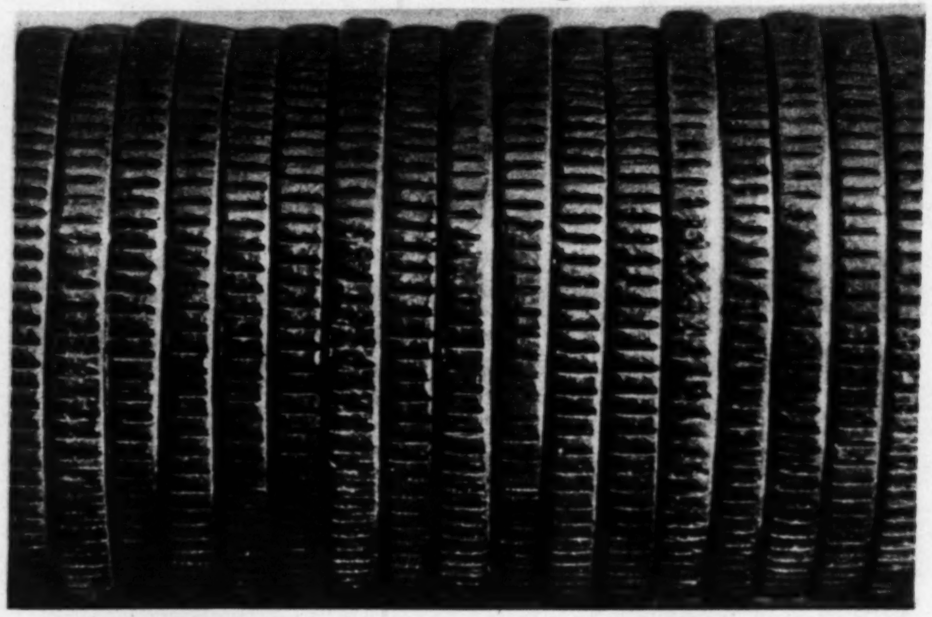
Dieses Gefängnis war buchstäblich eine Hölle mit Teufeln und Verdammten, Lastern und ekelhaften Krankheiten, Geschrei, Wimmern und Todesröcheln. (Fortsetzung folgt)

es ja gar nicht geräumt, nicht wahr? Dann wäre es bestenfalls nahezu geräumt. Auch hier wird das Wörtchen „restlos“ zu einem Kunstwort, das, wie alle Kunstwörter, unserer Sprache die Ehrlichkeit nimmt. Dieses Wort „restlos“ ist, so glaube ich annehmen zu dürfen, aus dem sogenannten „Kaufmannsdeutsch“ übernommen worden. Wenn ein Tuchhändler sein Lager restlos räumen wollte, so meinte er, daß auch kein Stoffrest übrig bleiben sollte. War ihm das gelungen, so konnte er richtig sagen, daß sein Lager r e s t l o s geräumt war, daß also auch kein Rest mehr gefunden werden konnte. Je einfacher wir uns darum ausdrücken, je aufrichtiger wirkt der Mensch. Das müssen wir uns merken. — Nun wirst du sicherlich fragen, wie denn diese Kunstwörter in unsere schöne deutsche Sprache gekommen sein mögen. Ich glaube, daß es noch Anhängsel aus der Zeit des Barocks sind, jener Zeit, da man nicht einfach dachte, sondern verschnörkelt und verziert. Wir sind aber heute keine Menschen des Barock mehr, sondern Menschen im Reiche unseres Führers Adolf Hitler, die klar und sachlich denken. Jede dumme Ziererei lehnen wir als albern ab, und darum müssen wir alle mithelfen, daß auch unsere Sprache wieder so klar und einfach wird wie wir denken und fühlen, also ohne inhaltslose Redensarten.

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 17/1940

Die große Zahl der Einsendungen hat mir bewiesen, daß gerade diese Preisaufgaben großes Interesse bei euch finden. Darum war es für mich diesmal sehr schwer, die Preisträger festzustellen. Hätte das unbestechliche Los mir nicht geholfen, dann säße ich wohl jetzt noch und wüßte nicht, wem ich die Preise zuerkennen sollte. So aber war es einfacher. Ich suchte zuerst einmal die Lösungen heraus, die vor allem die Verkehrsteilnehmer 1 und 3 herausgefunden hatten. Nr. 1 ist schuldig, weil er das Verbot einer Fahrtrichtung nicht beachtet hat, Nr. 3, weil er einen Handwagen auf dem Rade mit sich führt. Viele haben auch den Radfahrer Nr. 2 als schuldig erkannt. Das Mitführen eines Hundes ist nicht verboten. Andere wiederum wollten auch den Autofahrer Nr. 5 bestrafen lassen. Warum denn? Der Mann darf doch in der Einbahnstraße parken! — Aber nun die Glücklichen, denen das Los einen Preis zuerkannte. 10 RM bekam **Irene Schilling** in **Bremen**, 5 RM bekam **Ludolf Arenhold** in **Wolfenbüttel**, je ein wertvolles Jugendbuch ferner: **Dorothea Krause** in **Döbeln**, **Gunter Kellerhoff** in **Hamburg 33**, **Gerda Voigtländer** in **Ottendorf-Okrilla**, **Edeltraut Tragmann** in **Aussig** und **Willi Kammerer** in **Memprechtshofen**. Alle, denen ich diesmal keinen Preis zuerkennen konnte, vertröste ich auf das nächste Mal, denn ich habe noch manche Nuß zum Knacken bereit.

Neue Preisaufgabe!

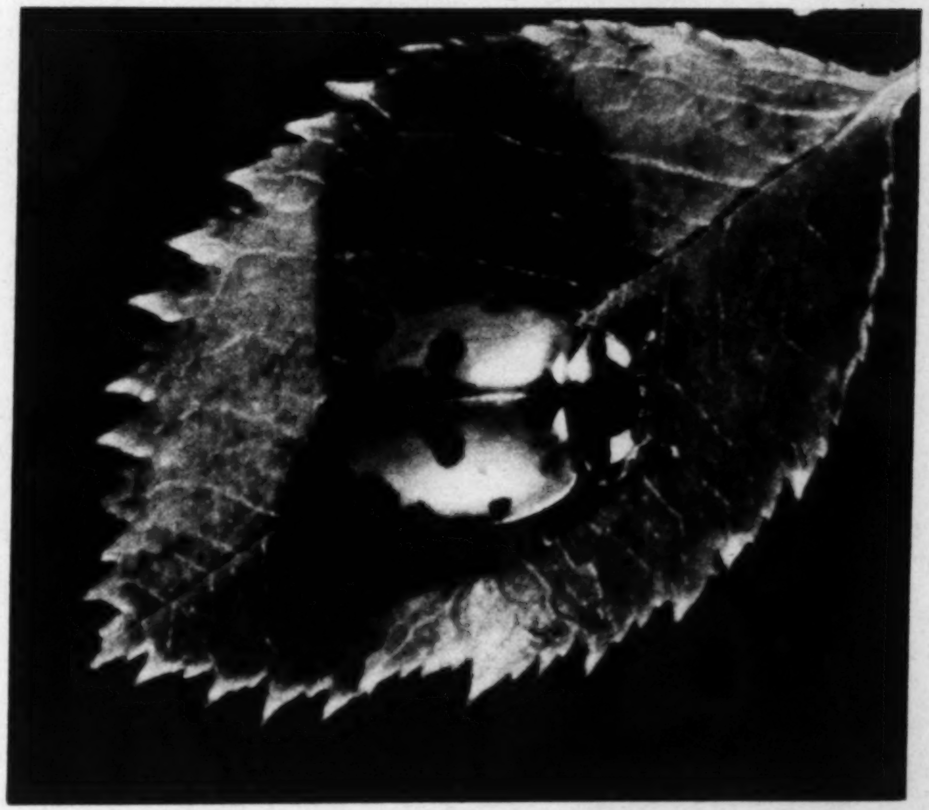


Seht euch dieses Bild einmal genau an. Es ist eine Photographie. Nun schreibt mir bis zum **5. Dezember 1940**, was dieses Bild darstellt. Ich setze dafür die bekannten sieben Preise aus (1. Preis 10,— RM., 2. Preis 5,— RM., 3.—7. Preis je ein wertvolles Jugendbuch). Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, entscheidet das Los. Richtet die Postkarten an die **„Kinderwarte“** der **„Reichs-Elternwarte“** in **Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** F r i t z.

Kinderwarte

Der Gartenpolizist Siebenpunkt

In der Familie der bunten halbkugeligen Marienkäfer gibt es wohl mehr als tausend Arten, die sich alle in Grundfarbe und Punktierung voneinander unterscheiden. Aber obwohl diese Käferchen ungemein häufig und über die ganze Welt verbreitet sind, erfreut sich keine Käfergruppe so großer Beliebtheit wie sie. Ihr stattlichster Vertreter, der eigentliche Siebenpunkt, gilt geradezu als Glücksbringer, wenn er uns unvermutet zutraulich auf die Hand fliegt. Schon unsere germanischen Vorfahren liebten die zierlichen Tierchen und nannten sie „Friggahönna“ = Friggahähnchen, denn sie waren der Frühlingsgöttin Frigga geweiht. Als dann später der eindringende Christenglaube die germanischen Götter verdrängte und an die Stelle der Frigga die Jungfrau Maria trat, tauschten auch die Käferchen ihren Namen und wurden Marienkäfer.



Der Nutzen, den die kleinen, zierlichen Tierchen in Garten und Feld stiften, kann von uns Menschen nicht hoch genug geschätzt werden. Marienkäfer und ihre Larven sind nämlich Todfeinde aller Arten, der Blatt- und Schildläuse und sonstiger Milben, die dadurch, daß sie Triebe, Blätter und Knospen anbohten und wertvolle Pflanzensäfte aussaugen, so ungemein schädlich sind. Ein Schriftsteller gab in einem Insektenbuch dem Marienkäfer seinerzeit den Namen „Dichter Alois Siebenpunkt". Sicherlich hatte er den kleinen Käfer nicht recht beobachtet; denn bei der Nahrungsaufnahme wird das hübsche, scheinbar so harmlose Käferchen zur wilden Bestie, ja zum grausamen Schlächter. Erbarmungslos wird alles niedergemetzelt, was an Blatt- und Schildläusen nur irgendwie erreichbar ist. Mit dieser gründlichen Vernichtungsarbeit haben das kleine Marienkäferchen und seine Larven schon einmal die Obstkulturen eines ganzen Landes gerettet.

In Kalifornien, dem Paradies der Obstzüchter war bei der Einfuhr neuer Obstbäume aus anderen Ländern eine besondere Art Baumläuse eingeschleppt worden. Weil in der neuen Heimat die natürlichen Feinde dieser Milben fehlten, vermehrten sie sich ins Ungeheure und bedrohten den Bestand der kalifornischen Obstplantagen.

Auf Vorschlag einiger Naturforscher wurden nun Puppen der bis dahin in Kalifornien fehlenden Marienkäfer in die gefährdete Gegend gesandt und die inzwischen geschlüpften Käfer an die verlausten Bäume gesetzt. Der Versuch gelang. Auf Kosten der Milben vermehrten sich die ausgesetzten Käfer ungemein, und die Obstkulturen waren nicht nur gerettet, sondern für alle Zukunft gesichert.

Kurz darauf wurde dieser erste Versuch biologischer Schädlingsbekämpfung wiederholt. Durch die Hilfe rechtzeitig angesetzter Marienkäfer rettete man die riesigen Kaffee- und Orangenpflanzungen auf Hawai, die ebenfalls durch eine Schildlaus dem Untergang nahegebracht waren.

Und was der kleine Siebenpunkt in fremden Ländern so glänzend unter Beweis gestellt hat, das tut er bei uns Tag für Tag und bewahrt unsere Gärten und Felder vor großen Schäden durch Pflanzenläuse aller Art.

Darum schont und schützt die Marienkäferchen, denn sie sind nicht nur winzige, niedliche Wunderwerke der Natur, sondern gehören zu unsern nützlichsten Insekten.

Text und Bild von Hans Eltgen.

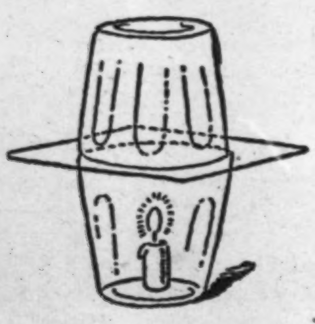
Heute wird gezaubert!

1. Die zusammengeklebten Wassergläser.

Ein schönes Zauberkunststück können wir auf folgende Weise sehr leicht ausführen: Wir nehmen zwei gleiche Wassergläser, die genau aufeinanderpassen müssen. Das eine Glas stellen wir auf den Tisch und setzen ein möglichst kleines Kerzchen hinein. Nun zünden wir das Kerzchen an und lassen es eine Weile brennen. Dann feuchten wir ein Blatt Papier gut an, decken es auf das andere Glas und kippen es mit dem Papier auf den Rand des ersten Glases. Gleich darauf sehen wir, daß die Kerze ausgeht. Wir holen unsern Zauberstab, schwingen ihn mit den Worten: „Alles Glas — fest sitzt das — hokus — pokus — malokus!" Und siehe da, wir sind selbst erstaunt, wie fest die Gläser zusammenhalten. Nur unser Vater kann sie mit seiner Riesenkraft wieder auseinanderlösen, so stark wirkt der äußere Luftdruck auf die beiden Gläser.

2. Die schwebende Kugel.

Wenn wir Oel auf Wasser gießen, dann schwimmt das Oel. Es breitet sich außerdem zu einer Schicht aus. Dagegen ist Oel schwerer als Alkohol. Das wissen wir und können deshalb ein feines Zauberkunststück machen. Ein hohles Glas füllen wir etwa zur Hälfte mit Wasser. Dann gießen wir ganz vorsichtig Spiritus hinzu. (Nochmals: Vorsicht! Feuergefährlich!!) Der Spiritus schwimmt oben, man sieht aber keinen Unterschied beim oberflächlichen Zusehen. Jetzt kann das Zaubern beginnen! Wir ziehen den Vorhang auf und sagen, wir könnten den Tropfen Oel mit unserm Zauberstab in der Mitte des Glases aufhalten, daß er schwebe. Keiner wird es uns glauben. Wir aber schütten einen Tropfen Oel auf den Spiritus. Er sinkt ganz langsam bis auf die Oberfläche des Wassers. Wir wissen ja, wo sie ist und rufen in dem Augenblick, wo er die Oberfläche erreicht: „Halt!" Und tatsächlich, das Oel bleibt als Tropfen stehen und schwebt nun mitten im Glase. Das soll uns mal einer nachmachen!



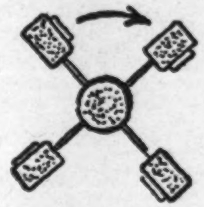
Zu 1

Zu 2

Zu 3

3. Das schwimmende Ei.

Wir stellen zwei Gläser auf den Tisch. Eins ist mit klarem Wasser, das andere mit starkem Salzwasser gefüllt. Sie sehen beide gleich aus. Nun nehmen wir ein ungekochtes Hühnerei und legen es in das Glas mit dem klaren Wasser. Es sinkt unter. Nun sagen wir, daß wir das Ei und das andere Glas verzaubern würden. Nun würde das Ei nicht mehr untersinken. Wir schwingen unsern Zauberstab und rufen: „Hühnerei — nicht entzwei — schwimm immer oben — hokus — malokus — pokus!" Jetzt legen wir das Ei ins Glas mit dem Salzwasser. Und wirklich, das Ei schwimmt lustig an der Oberfläche. Wer hätte das gedacht!



Zu 4

4. Der Kreisel, der sich von selbst dreht.

Wir stecken durch vier kleine Korken je eine Stecknadel und befestigen sie in einen fünften kleinen Korken. An die Seite jedes der äußeren Korken kleben wir mit Siegellack ein kleines Stückchen Kampfer an. Nun stecken wir in den mittleren Korken noch ein Fähnchen, das wir uns aus Papier und einer Stecknadel herstellen. Dann sagen wir, wir hätten einen verzauberten Kreisel, der sich von selbst drehe. Wieder wird uns niemand glauben. Wir „verzaubern" ihn mit unserm Zauberstab: „Drehe — drehe — geschwinde — im Winde!" In ein sauberes Becken schütten wir Wasser, setzen den Kreisel auf. Alles staunt. Er dreht sich, er bewegt sich.

Stöhnen und Klönen

Elfi B. aus Wien schreibt mir: „Lieber Fritz, was soll das Wort „Nichtsdestoweniger" bedeuten? Ich kann mir darunter gar nichts vorstellen. Hast du für dieses Wort eine Erklärung? Wenn ja, dann gib sie mir unter „Stöhnen und Klönen" einmal bekannt."

„Liebe Elfi! Man soll eine Frage zwar nicht mit einer Gegenfrage beantworten, aber in diesem Falle sei es mir ausnahmsweise einmal erlaubt. Was würdest du wohl denken, wenn ich dich fragen wollte: „Nenne mir etwas, das noch weniger ist als nichts!" Sicherlich würdest du denken: „Die Frage ist aber dumm, denn weniger als nichts gibt es nicht. Wo nichts ist, da ist eben nichts." Wenn du so denken würdest, hättest du völlig recht. Wer aber das Wort „Nichtsdestoweniger" benutzt, der sagt mit andern Worten: noch weniger als nichts. Du erkennst, daß dieses Wort nichts anderes als ein dummes Kunstwort ist, von denen es mehrere gibt, die unsere schöne deutsche Sprache belasten. Es ist so eine Art von Pleonasmus, eine Doppelnennung, also ein sprachlicher Unsinn. Nur gedankenlose Menschen benutzen solche Wörter, und in diesem Falle gibt es sogar Menschen, die mit dem „Nichtsdestoweniger" nicht einmal auszukommen glauben und noch ein Wörtchen anhängen, nämlich „Nichtsdestowenigertrotz". Sie wollen damit sagen, daß es zwar noch weniger als nichts gibt, daß aber trotzdem . . . Das dumme Wort „Nichtsdestoweniger" aber steht nicht allein als überflüssiges Rankwerk in unserer Sprache da. Es gibt da z. B. noch die Wörter „irgendwie" und „eigentlich". Überlege einmal: beide wollen etwas Unbestimmbares ausdrücken, werden aber nur von gedankenlosen Menschen benutzt. Denn was soll dieser Satz sagen: „Irgendwie ist es mir, als wollte ich dich eigentlich besuchen, aber da fällt mir irgendwie ein, daß ich eigentlich keine Zeit habe . . ." Wer so spricht, beweist doch nur, daß er viel Worte macht, hinter denen nichts steht. — Nicht anders ist es mit dem Wort „restlos". Auch dieses Wort wird meist sehr gedankenlos benutzt. Wenn ein Kaufmann sein Lager in, sagen wir einmal Erdbeeren geräumt hat, dann heißt das, daß er keine Erdbeeren mehr zu verkaufen hat. Er könnte also einfach und klar sagen: „Mein Lager in Erdbeeren ist geräumt." Aber das scheint den meisten Menschen nicht klar genug gesagt zu sein, und darum schreiben sie dann: „Mein Lager in Erdbeeren ist restlos geräumt!" Wäre es nicht restlos geräumt, wäre

Hilfe bei der Schularbeit

„das" oder „daß"

Von Schulrat Karl Jacob

Wie manche Kinderträne mag schon um ein falsch geschriebenes „das" oder „daß" geflossen sein! Hier hat es ein „gut" im Aufsatz verdorben, dort die Aussicht auf 0 Fehler in der Nachschrift zunichte gemacht. Kein Zweifel, daß wir es hier mit einer der ergiebigsten Fehlerquellen nicht nur in der Schule, sondern auch noch in den Schreibereien der Erwachsenen zu tun haben. Und doch ist anscheinend die Unterscheidung der beiden Formen ziemlich leicht, gibt es doch dafür eine sehr einfache und leicht verständliche Regel: Wenn man „das" mit „dieses" oder „welches" vertauschen kann, so schreibt man es mit Schluß-s, sonst mit ß. So kann man es fast in jedem Sprachbuch lesen. Woher kommt es aber nur, daß die Regel in sehr, sehr vielen Fällen doch nicht helfen will? Einzig und allein daher, weil die Anwendung dieser Regel durchaus nicht so einfach ist, wie es dem oberflächlichen Blick erscheint. Sie setzt nämlich ein bereits gut entwickeltes Sprachgefühl voraus, wie es die meisten Kinder, besonders Volksschulkinder, und auch viele Erwachsene eben noch nicht haben. Denn darüber, ob z. B. in dem Satze „Ich sehe das" für „das" „dies" gesetzt werden kann, in dem andern „Ich sehe, daß er kommt" aber nicht, soll und kann ja doch das Kind nur nach seinem Sprachgefühl entscheiden. Ist es zu verwundern, wenn es der Meinung ist, daß „Ich sehe dies, er kommt" sich schließlich auch hören läßt. Es hätte damit sprachgeschichtlich genommen, gar nicht einmal so unrecht. Denn das heutige „Daß" im Nebensatz war ursprünglich ein „Das" im Hauptsatz, d. h. die Form „Ich sehe, daß er kommt, hat sich aus „Ich sehe das, er kommt" heraus entwickelt. Aber abgesehen davon, die Fürwörter „dieses" und „welches", über deren Gebrauchsmöglichkeit hier das Kind nach dem Sprachgefühl entscheiden soll, sind ihm ja aus seinem eigenen Sprachgebrauch kaum bekannt, da sie weder kinder- noch volkstümlich sind. Darum klingt ihm jeder Ersatz durch „dieses" oder „welches" gleich ungewohnt, und so kann ihm die schöne Regel herzlich wenig nützen, besonders aber dann nicht, wenn die Unterscheidung wie beim Nachschreiben (Diktat) schnell und in einem gewissen Erregungszustand erfolgen soll. Hier kann nur ein Mittel sicher helfen; Ausreichende und zweckmäßige Uebung. Zweckmäßig wird die Uebung dann sein, wenn sie sich an Sprachgefühl und Sprachverständnis zugleich wendet. Wir werden an Beispielen zeigen, wie das gemeint ist.

Zunächst ist unbedingt erforderlich, daß das Kind weiß, um welche Wortarten es sich bei „das" und „daß" handelt, nämlich um das Geschlechtswort das, um das Fürwort das und um das Bindewort daß. Um wirklich volle Sicherheit in ihrer Unterscheidung zu erreichen, werden wir am besten zunächst jede für sich üben.

1. Am wenigsten brauchen wir uns dabei um das Geschlechtswort das zu bemühen. Das lernen die Kinder im allgemeinen im zweiten und dritten Schuljahr kennen und richtig schreiben, jedenfalls dann, wenn es unmittelbar beim Hauptwort oder ihm doch sehr nahe steht (z. B. das Bild, das Rad, das rote Band, das letzte Loch). Nur dann könnten vielleicht Zweifel entstehen, wenn das Geschlechtswort durch mehrere andere Satzteile vom Hauptwort abgedrängt wird (z. B. das wie ein Blitz dahinsausende Auto, das nach allen Seiten hin vorsichtig spähende Wild, das in warme wollene Tücher sorgfältig eingewickelte Kind). Auf solche Fälle wird man daher auch in späterer Schulzeit einmal eingehen müssen. Die Zusammengehörigkeit von Geschlechtswort und Hauptwort fühlen die Kinder, wenn sie erst einmal darauf hingewiesen worden sind, im allgemeinen leicht heraus.

2. Das Fürwort das ist am leichtesten als sogenanntes hinweisendes zu erkennen, sofern es wie das Geschlechtswort zu einem Hauptwort gehört. Es unterscheidet sich von diesem ja auch nur durch die stärkere Betonung. Beispiele: In das Haus wollt ihr ziehen? Das Buch willst du lesen? Wer hat denn das dumme Gerede aufgebracht? Nun seht euch doch das alberne Benehmen an! usw. Das hinweisende Fürwort wird auch in volks- und kindertümlicher Rede oft durch „dies" ausgedrückt. Hier ist also eine Vertauschung durchaus angebracht.

Auch das sogenannte rückweisende Fürwort das, das einen Beifügesatz einleitet (vergl. den Aufsatz „Der Nebensatz" in Heft 6!) und auf ein vorangehendes Hauptwort sächlichen Geschlechts zurückweist, macht den Kindern kaum Schwierigkeiten, besonders wenn es dem Hauptwort unmittelbar folgt, z. B.: Das Heft, das du zerrissen hast, .. Das Buch, das wir gekauft haben, .. Das neue Auto, das dort fährt, .. Das unglaubliche Betragen, das ihr gezeigt habt, .. — Etwas mehr Aufmerksamkeit und Ueberlegung erfordern die Fälle, in denen das rückweisende das durch andere Satzteile von seinem Hauptwort getrennt wird, wie in folgenden Sätzen: Das Dorf, durch das wir zogen, .. Das Geld, über das wir uns so gefreut haben, .. Das Stück Papier, auf das wir traten, .. Das Eis aus der neuen Konditorei, das wir neulich kauften, .. Das Eichhörnchen auf dem Baumgipfel, das uns neugierig ansah, .. Das Häschen im Kartoffelfeld, das kaum zu sehen war, .. Das Geld von meiner Tante, ohne das ich die Reise nicht machen kann, .. Das Baden in der See, auf das ich mich schon gefreut hatte, .. In allen diesen und ähnlichen Sätzen kann das durch welches ersetzt werden. Da „welches" aber weder in der Umgangs- noch in guter Schriftsprache gebräuchlich ist — abgesehen von Fällen, in denen ein mehrfaches das unangenehm empfunden würde (... das das Buch, das) — sollte man auch die Kinder nicht erst daran gewöhnen. Wichtiger für die richtige Schreibung ist, daß das Kind erkennt oder wenigstens herausfühlt, daß das hier Fürwort ist, also an Stelle eines Hauptwortes steht. Um das Gefühl dafür zu wecken, wird man recht oft das betreffende Hauptwort dafür einsetzen, z. B im letzten Beispiel „Das Baden in der See, auf das (nämlich auf das Baden) ich mich" usw.

Das Fürwort das tritt nun aber sehr häufig auch selbständig auf, d. h. ohne daß es zu einem Hauptwort gehört. Es steht dann stellvertretend für einen ganzen Satz oder sonstigen Wortausdruck. Je nachdem, ob diese vorangehen oder folgen, kann es hinweisend oder rückweisend sein, was aber für die Schreibung keine Rolle spielt. Eine Vertauschung mit dies ist wohl möglich, würde aber in den meisten Sätzen doch recht ungewöhnlich, gekünstelt oder geziert, in jedem Falle aber unkindlich klingen und sollte darum lieber vermieden werden. Zudem handelt es sich bei dem selbständigen das häufig um volkstümliche und vielgebrauchte Ausdrücke, so daß sich Uebungsbeispiele in Fülle bieten. Um die gefühlsmäßige Erfassung als Fürwort zu erleichtern, wird man gut tun, es durch Betonung oder durch eine entsprechende hinweisende Geste, wie das ja auch in der Umgangssprache geschieht, hervorzuheben. Der besseren Uebersicht wegen ordnen wir die Uebungsbeispiele in folgende Gruppen: a) Behauptungen und Meinungen: Das ist doch klar. Ich halte das für selbstverständlich. Ich kann mir das wohl denken. Das will ich meinen. Das habe ich nicht gedacht. Ich gebe das zu. Ich kann das nicht einsehen. Man kann das wohl sagen. Das ist wohl möglich. — b) Dringliche Fragen: Wer hat das gesagt? Was ist denn das? Wo hast du das her? Wie kannst du das behaupten? Wie ist das möglich? Warum habt ihr das getan? Wo ist das geschehen? Wie ist denn das gekommen? — c) Befehle und Ermahnungen: Laß doch das sein! Gib das her! Sage das ja nicht weiter! Laß dir das nicht noch einmal sagen! Vergiß das niemals wieder! Nun seht euch bloß das einmal an! Versprich mir das!— d) Ausrufe der Verwunderung, der Freude, des Unwillens: Das ist ja unglaublich (unerhört)! Sollte man das für möglich halten! Das ist doch die Höhe! Ist das ein Glück! Das ist ja herrlich! Trifft sich das aber gut! Das ist doch zu traurig! Das ist ja schrecklich (furchtbar, entsetzlich)!

3. Das Bindewort daß leitet stets einen Nebensatz ein. Wer es als solches sicher erkennen und somit stets richtig schreiben will, der muß auch Haupt- und Nebensatz unterscheiden können.

Im Notfall können wir uns hier auch mit einem bloß gefühlsmäßigen Erkennen des Nebensatzes begnügen, das sich aus unserer reichhaltigen Beispielsammlung bei aufmerksamer Betrachtung gewiß ergeben wird. Wir gliedern sie nach den Arten der Nebensätze, können dabei aber aus Raummangel im allgemeinen die Sätze nur andeuten und müssen unsere Leser bitten, sie selbst zu vervollständigen. Auch wird es sich empfehlen, die hier gegebene Satzform recht oft zu ändern, indem man den nachgestellten Nebensatz vor den Hauptsatz stellt oder umgekehrt, die Sätze aus der Gegenwart in die Vergangenheit oder Zukunft setzt, einen bejahenden Satz verneint oder als Frage bildet, die Person wechselt usw., z. B.: Ich sehe, daß du es kannst. Daß du es kannst, sehe ich. Du hast gesehen, daß ich es nicht kann. Habt ihr gesehen, daß... Daß wir es können, habt ihr nicht gesehen? usw. Selbstverständlich darf der Satz durch die Formveränderung nicht falsch oder auch nur unnatürlich werden. Und nun die Daß-Sätze:

a) Ergänzungssätze. Ausdrücke einer Wahrnehmung: Ich sehe, daß es geht. Ich höre, fühle, spüre, merke, vernehme, erfahre, entdecke, beobachte, daß... Denken und Verstehen: Ich wußte nicht, daß es regnet. Ich glaube, vermute, ahne, meine, erkenne, denke, verstehe, sehe ein, begreife, daß... Wir erinnern uns, entsinnen uns, denken daran, sind uns bewußt, sind überzeugt, sind sicher, daß . . . Gefühlsausdrücke: Ich bedaure sehr, daß ich dich verfehlt habe. Ich bereue, bewundere, beklage es, begrüße es, bin erfreut, bin recht froh, ganz glücklich, ganz begeistert, erschrocken, entsetzt, erstaunt, verwundert, enttäuscht, darauf gefaßt, darauf eingerichtet, darauf vorbereitet, damit einverstanden, damit zufrieden, daß... — Wünsche und Befehle: Er will, daß wir uns beteiligen. Er bittet, wünscht, erwartet, ersucht, ratet uns, hofft, bestimmt, verlangt, fordert, befiehlt, fleht uns an, möchte gern, sehnt sich danach, strebt dahin, ist darauf versessen, darauf erpicht, daß... — Mitteilungen: Hast du mir nicht gesagt, daß es in der Zeitung stand? Du erzählst, berichtest, teilst mit, gibst an, behauptest, versicherst, erklärst, sprichst es aus, schreibst, antwortest, entgegnest, erwiderst, bezeugst, zeigst an, gibst bekannt, verkündest, versprichst, gelobst, daß...

b) Beifügesätze. Wir haben oben gesehen, daß das rückweisende Fürwort das Beifügesätze einleitet (z. B.: Das Mädchen, das dort geht, ...). Daß es aber auch Beifügesätze gibt, die durch das Bindewort daß eingeleitet werden, will den Kindern meist nicht recht in den Sinn. Hier ist tatsächlich eine Schwierigkeit, die manchmal auch großen Leuten noch Kopfschmerzen macht. In den Sätzen „Das Vertrauen, das Sie zu mir haben, ehrt mich" und „Das Vertrauen, daß ich Sie niemals verlassen werde, dürfen Sie unbedingt haben", sind beide Nebensätze Beifügesätze, sie antworten auf die Frage „Welches?" oder „Was für ein?, aber nur im ersten steht das, weil es auf ein Hauptwort im sächlichen Geschlecht (das Vertrauen) zurückweist und für dieses Hauptwort steht. Im zweiten Satz ist der Nebensatz nur der Form nach Beifügesatz, dem Sinne nach Ergänzungssatz wie die unter 3a angegebenen, da in „das Vertrauen" gewissermaßen noch das Zeitwort „vertrauen" steckt und eine Ergänzung fordert im Sinne von „Sie vertrauen, daß ich Sie usw." Aehnliche Fälle sind: „Das Gerücht, das durch die Stadt läuft", . . und „Das Gerücht, daß wir das Haus verkaufen", . . „Das Sprichwort, daß Morgenstunde Gold im Munde hat", . . Es handelt sich also dabei stets um Hauptwörter sächlichen Geschlechts, die zeitwörtliche Bedeutung haben wie auch: Das Gerede, das Bedenken, das Geständnis, das Bekenntnis u. a. Leichter ist daß als Bindewort zu erkennen in Beifügesätzen, die sich auf nichtsächliche Hauptwörter beziehen. Sie kommen häufig in Briefschlüssen vor: Mit der Bitte, daß du recht bald antwortest, verbleibe ich . . . Ich schließe mit dem Wunsche, in der Erwartung, in der Hoffnung, unter der Voraussetzung, in der Ueberzeugung, in dem Glauben, in der Zuversicht, mit der Gewißheit, daß . . . Aehnlich: Der Gedanke, die Meinung, die Ansicht, die Vermutung, die Ahnung, die Versicherung, die Erklärung, die Angabe, das Versprechen, daß . . . (Vergl. die Zeitwörter unter 3a!) — Viele dieser Hauptwörter können auch ein mit da zusammengesetztes Verhältnis nach sich haben, wodurch dann „daß" als Bindewort leichter erkenntlich wird, z. B.: Der Gedanke (der Glaube, die Erinnerung) daran, daß . . . Die Hoffnung (die Zuversicht, die Erwartung) darauf, daß . . . Die Erklärung (die Angabe) darüber, daß . . . Die Ueberzeugung (die Ahnung) davon, daß . . . Der Nebensatz umschreibt in solchen Fällen eine Verhältnisbeifügung.

Schluß folgt im nächsten Heft

Togal gegen Nerven-Schmerzen

Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerz
Hexenschuß | Erkältungen

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustr. Buch „Der Kampf gegen den Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.

Der Türmer

Die schöne deutsche Monatsschrift

Reichhaltig – unterhaltend – unerreicht in ihrer Eigenart

Viele Bilder und Kunstbeilagen

+

Preis nur RM 1.20

Probeheft gegen 30 Pfennig Portoersatz

HEINRICH BEENKEN VERLAG, BERLIN C 2

Die Austauschgetränke für „TEEKANNE" Tee

Sie sind hergestellt aus natürlichen Rohstoffen, unter Auswertung eingehender Versuche und der jahrzehntelangen Erfahrungen der bekannten TEEKANNE-Gesellschaft. Auch dem an echten Tee gewöhnten Verbraucher munden sie ausgezeichnet. Man muß sie versucht haben, um zu wissen, wie wohlschmeckend und bekömmlich sie sind!

Fragen Sie bei Ihrem Kaufmann danach!

Kurzweil am Feierabend

Silben-Rätsel

Aus den Silben:

a — an — berg — bord — bren — di — di — die — e — e — en — er — fä — fel — ge — gleich — go — griffs — hig — i — in — in — is — keit — ki — kohl — ling — mel — mi — na — nenz — ner — nicht — no — nung — nungs — pakt — rech — ri — ries — ro — sar — sen — steu — ta — tar — tri — vi — wicht — witz — wols — zo — zu

sind 18 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten ein Zitat von Adalbert von Chamisso ergeben. (ch = 1 Buchst.)

Bedeutung der Wörter: 1. Nebenfluß der Weser, 2. russischer Botschafter in Paris 1910/17, 3. Titel für Kardinäle, 4. Fähigkeit der freien Willensbestimmung, 5. Salatpflanze, 6. Farbstoff, 7. Kurort im Schwarzwald, 8. Tiroler Bergpaß, 9. Kohlart, 10. Nebenfluß der Donau, 11. politischer Vertrag, 12. Ruhelage eines Körpers, 13. Stadt in Ost-Oberschlesien, 14. edle Traubenart, 15. Staat der Vereinigten Staaten von Amerika, 16. Schulartikel, 17. Schiffsseite, 18. Vereinigung der Handwerker.

Bilder-Rätsel

Rätsel-Auflösungen aus Heft 20

Netzrätsel. 1. Senf, 2. Niet, 3. Knie, 4. Lupe, 5. Kult, 6. Kiew, 7. Ente, 8. Tief, 9. Rose, 10. Zopf, 11. Kopf, 12. Kano, 13. Wien, 14. Farn, 15. Jena, 16. Zofe, 17. Pako, 18. Span, 19. West, 20. Rose, 21. Bonn, 22. Senf, 23. Kies, 24. Lips, 25. Sinn, 26. Luis, 27. Beil, 28. Egge, 29. Gera, 30. Leer, 31. Eden, 32. neun, 33 Iren, 34. Murg, 35. Irma, 36. Gier. — Stille Wasser gruenden tief.

1. Silbenrätsel. 1. Eckstase, 2. Iris, 3. Neubabelsberg, 4. Jolle, 5. Enteignung, 6. Droschke, 7. Enschede, 8. Rüdiger, 9. Gerste, 10. Inster, 11. Betreuung, 12. Tapete, 13. Darwin, 14. Emanuel. — Ein jeder gibt den Wert sich selbst.

2. Silbenrätsel. 1. Dogge, 2. Eindecker, 3. Spiegelei, 4. Gottseibeiuns, 5. Elefant, 6. Nordstrand, 7. Ironie, 8. Unterkäufer, 9. Sisalhanf, 10. Bärenfell, 11. Romme, 12. Ukelei, 13. Dreipaß. — Des Genius Bruder ist der Fleiß.

3. Silbenrätsel. 1. Melodie, 2. Affenbrotbaum, 3. Nachhilfe, 4. Sinnsprüche, 5. Offenbach, 6. Leibesübung, 7. Lauscha, 8. Nachtschatten, 9. Inlandsmarkt, 10. Chemie, 11. Trommelsucht, 12. Gregor, 13. Odenwald, 14. Eigentümer, 15. Torpedo, 16. Tunichtgut, 17. Einbuße, 18. Revision. — Man soll nicht Goetter suchen, wo Menschen sind.

Die weltberühmte
HOHNER
Gratis-Katalog 64 Seiten, insges. 162 Abb., alle Instrumente originalfarbig. Bis zu 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
MÜNCHEN
Kaufingerstr. 10

Denk an die vielen Frauen die mithelfen, dem Führer für den Endkampf Waffen zu schmieden! Hilf deiner schaffenden Nachbarin!

Max Schünemann

Spuk im Moor

Eine seltsame Erzählung aus dem dänischen Tiefmoor. Die absonderlichen Menschen und die erschütternde Handlung fesseln den Leser von Anfang bis zum Ende.

Von Künstlerhand geschaffene, der spannenden Handlung angepaßte Bilder erhöhen noch die tiefe Wirkung dieser dramatischen Geschehnisse. Ein Buch, das einen tiefen Eindruck hinterläßt.

In Leinen RM 2,50.
Feldausgabe RM 2,-

Heinrich Beenken Verlag / Berlin C2

Eine Mutter wie Sie

weiß genau, daß das Kind nur gedeihen kann, wenn es genug Kalk und daneben Silicium als wichtigen Aufbau- und Festigungsstoff für viele Körpergewebe erhält. — Deshalb nimmt sie in Erwartung des Babys, sowie während der Stillzeit — und gibt späterhin auch dem Kinde selbst — regelmäßig das weit und breit bekannte Silphoscalin, das sich im besonderen auch in der Rachitisbekämpfung und -verhütung (zusammen mit Vitamin D = Lebertran, Vigantol), sowie als vorzügliches Mittel zur Hebung der allgemeinen Widerstandskraft und zur Kräftigung der Atmungswerkzeuge Ruf und Ansehen erworben hat. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. 80 Tabl. RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie von der* ***Firma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufklärungsschrift S/597***

Wir bieten Ihnen:

3% Zinsvergütung, dazu Steuervorteile. Günstige Gesamtfinanzierung. Unkündbare Tilgungsdarlehen für Bau u. Kauf. Bequeme Rückzahlung. Bei 30% Eigenkapital in geeigneten Fällen sofortige Zwischenfinanzierung. Ratgeber 116 kostenl. Deutschlands älteste u. größte Bausparkasse

GdF Wüstenrot
Ludwigsburg-Württ.

Schon 363 Millionen RM bereitgestellt!

Fuss-Pflege

ist notwendig bei starker Beanspruchung der Füße. Ermüdungen, Hühneraugen, Schweißabsonderung, Hornhaut, Blasen, wunde Stellen sowie kalte Füße bekämpft man mit den bewährten Efasit-Präparaten.

Efasit

In Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältlich.

Die Schwesternschaft des Ev. Diakonievereins
Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8
stellt deutsche evangelische Mädchen als
Kranken- und Säuglingspflegeschülerinnen ein.
23 Kranken- und Säuglingspflegeschulen
in allen Teilen Deutschlands.

Ausbildung kostenlos. Alter 18 bis 30 Jahre. Ausbildungsdauer bei Mittel-, oder Oberschulabschluß 1½ Jahre. Bei Volksschulabschluß vorher ergänzende Aufbaubildung. Auskunft und Prospekte durch obige Anschrift.

...und immer wieder

Toussaint-Langenscheidt

zum Sprachenlernen!

Mit 19 Jahren gutbezahlter Auslandskorrespondent. Es ist ja nicht die erste Sprache, die ich nach Toussaint-Langenscheidt erlerne. Englisch, Französisch und Spanisch gingen voran mit dem Erfolg, daß ich bereits mit 19 Jahren eine gutbezahlte Stellung als Auslandskorrespondent erhielt, obwohl ich nur über eine gewöhnliche Volksschulbildung verfüge. Ich nehme auch an, daß mein Chef, der selbst ein tüchtiger Fremdsprachler ist und die Gründlichkeit Ihrer Methode wohl zu schätzen weiß, mir den Posten hauptsächlich auf Grund Ihrer Diplome anvertraut hat. Friedr. Jansen, Oberranschütz 27 über Döbeln/Sa. (25. 6. 39).

Korrespondent im Ausland. Heute kann ich Ihnen erfreut mitteilen, daß ich seit zweieinhalb Jahren bei Siemens als Korrespondent für Portugiesisch und Englisch tätig bin, nicht zuletzt auf Grund der Kenntnisse, die ich mir durch Ihre ausgezeichneten Werke aneignen konnte und die ich auch heute immer wieder zur weiteren Vervollkommnung hervorhole. Kurt Dahms, Porto Alegre, Brasilien, Caixa Postal 1057 (25. 8. 39).

Meine Aufstiegsmöglichkeit verdanke ich Ihren Werken! Seitdem ich Sprachstudien treibe, habe ich Ihre Unterrichtswerke benutzt. Auf Grund meiner guten Sprachkenntnisse wurde ich in einem kaufmännischen Betrieb angestellt, nachdem ich jahrelang als Hilfsarbeiter gearbeitet hatte. Diese Aufstiegsmöglichkeit verdanke ich Ihren Lehrwerken. Wer Langenscheidt benutzt, hält durch im Sprachstudium! Otto Karner, Coburg, Obere Burglaß 12 (12. 6. 39).

Deutsch-Ungarischer Korrespondent in Rumänien. Ich kann Ihnen noch mitteilen, daß ich mir im Jahre 1917 Ihre ungarischen Sprachbriefe angeschafft habe, von welchen ich noch während des Krieges den ersten Kursus durchstudiert habe. Auf Grund der erworbenen Kenntnisse ist es mir damals möglich geworden, bei den Dermatawerken einen Posten als deutsch-ungarischer Korrespondent zu erlangen, welchen ich noch heute bekleide. Johann Blazejovsky, Cluj, Rumänien, Dermata-Werke (15. 5. 40).

Leitende Stellung in Afrika. Ich habe Ihre Briefe zuerst in den Jahren 1924/1926 studiert und habe jetzt dank meiner Sprachkenntnis, d. h. dank Ihrer Unterrichtsmethode, eine gute Stellung als Betriebsleiter und Geschäftsführer eines der größten Molkerei- und Butterfabrikbetriebe inne. K. Leichter, Gababis/Süd-West-Afrika (29. 7. 39).

Nach der Methode Toussaint-Langenscheidt bearbeitet, liegen für alle wichtigen Sprachen vor:
Unterrichtsbriefe zum Studium fremder Sprachen durch Selbstunterricht für Anfänger und für Fortgeschrittene, Schullehrbücher, fremdsprachliche Lektüre, Wörterbücher in verschiedensten Preislagen, Reisesprachführer, Konversationsbücher, Bücher für die Handelskorrespondenz u. a. m.

Unsere Sprachwerke sind in jeder guten Buchhandlung vorrätig

LANGENSCHEIDTSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
(Professor G. Langenscheidt) K.G., Berlin-Schöneberg

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 321781, Postscheckkonto: Hamburg 13475.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Aufnahme: Archiv der „Reichs-Elternwarte"

eft

vie

Pc

ufna
. H